

BIBEL UND KIRCHE

Vom Sterben und von Sterbenden

- | | | |
|-----|-------------------------------------|--|
| 69 | Eberhard Schockenhoff | Den eigenen Tod annehmen
Sterbehilfe und Sterbebegleitung |
| 78 | Faul Dingwerth | Lebenshilfe im Sterben
Von den Anfängen der Hospizbewegung |
| 87 | Verena Lenzen | Selbsttötung in der Bibel
Für eine Ethik der Liebe zu den Leidenden |
| 94 | Klaus Peter Hertzsch | Mit der Bibel leben und sterben
Die Bibel im Kontext von Streß und Konsum |
| 104 | Dieter Groß | Von Angesicht zu Angesicht
Kunststudenten im Altenheim |
| 110 | Franz-Josef Ortkemper
Rainer Ruß | Jahr mit der Bibel 1992
Projekte und Publikationen
Fehlerliche Eröffnung |
| 114 | Biblische Umschau | Leserumfrage
Neuer Vorstand
Grundkurs Bibel 1993 |
| 118 | Biblische Bücherschau | Zum Thema des Heftes |
| 123 | Brigitte Amrein | Auch wenn die Finsternis noch wächst
Erfahrungen einer Krankenhaus-Seelsorgerin |

Jahr mit der Bibel '92



MARIA HERMANN

Mache dich auf!

*Lebenswege in der Bibel
neu entdeckt
und nachempfunden*

96 Seiten, 8 Farbbildtafeln,
gebunden, DM 19,80

Immer dann, wenn eine Lebensphase zu Ende ist, heißt es: aufbrechen. Der Abschied fällt nicht immer leicht. Die Autorin zeigt 12 bekannte und weniger bekannte Gestalten der Bibel (darunter 6 Frauen) in ihrem Ringen, die Anforderungen ihres Lebens zu meistern. Neben bibelwissenschaftlichen Erkenntnissen bringt Maria Hermann vor allem ihre jahrelange seelsorgerliche Erfahrung mit ein. In den verschiedenen Lebensgeschichten wird der Leser sich selbst wiederfinden.



VERLAG JUNGE GEMEINDE

Postfach 10 03 55 · 7022 Leinfelden-Echterdingen

Dem Tod begegnen

Richard Lamerton



Sterbenden
Freund sein

Helfen
in der letzten
Lebensphase

HERDER / SPEKTRUM

Band 4004, DM 17,80

Dieses Buch zeigt: menschliche Nähe für Sterbende und Trauende ist wichtig und möglich. Mit einem Vorwort von Paul Türk.

Johann-Christoph Student



Im Himmel
welken
keine Blumen

Kinder
begegnen
dem Tod

HERDER / SPEKTRUM

Band 4071, DM 18,80

Die Welt der kranken Kinder, ihre Träume, ihr Mut, ihre Angst und ihre Hoffnung finden in diesem Buch eine Stimme.

HERDER/SPEKTRUM

Das Taschenbuch mit Linie

Fordern Sie kostenlos das farbige Taschenbuch-Gesamtverzeichnis an:
Verlag Herder, Frau Simone Schmid, Postfach, 7800 Freiburg

MEHR
ALS EIN BUCH!
Jahr mit der Bibel 1992

Kreuzfahrt in die Länder der Bibel

Das von Gott bewahrte Schiff auf wogender See ist eines der ältesten Symbole der christlichen Gemeinde. Und als „Gemeinde an Bord“ wollen wir unterwegs sein. Unsere Kreuzfahrt, die wir gemeinsam mit der Deutschen Bibelgesellschaft, dem Katholischen Bibelwerk und der Evangelischen Buchhilfe durchführen, beginnt in Venedig. Von Kreta aus reisen wir nach Ägypten, weiter nach Israel, zu ausgewählten Paulusstätten in der Türkei und nach Griechenland. An Bord feiern wir Gottesdienste und Andachten, treffen uns zu Bibelgesprächskreisen und werden von unseren Reiseleitern auf die Landausflüge vorbereitet.

Termin: 12. bis 26. September 1992.

Weitere Reisen zum Jahr mit der Bibel entnehmen Sie unserem Sonderprospekt, den wir Ihnen gerne zusenden. Rufen Sie uns an.



Biblisch, ökumenisch, weltweit...

Biblische Reisen Stuttgart

Biblische Reisen GmbH, Silberburgstraße 121, 7000 Stuttgart 1
Telefon (07 11) 6 1925-0, Telefax (07 11) 6 1925-44

Den eigenen Tod annehmen

Sterbehilfe und Sterbebegleitung aus theologischer Sicht

1. Die dritte Alternative zwischen Lebensverlängerung um jeden Preis und aktiver Euthanasie

Die Forderung nach aktiver Euthanasie und der Gedanke, aus Mitleid zu töten, erscheinen vielen Menschen nicht zuletzt deshalb plausibel, weil sie darin die *letzte* und *einzig*e Hilfe sehen, die wir einem unheilbar Kranken in seiner „aussichtslosen“ Lage noch geben können. Die Tötung auf Verlangen kommt ja immer erst dann in Betracht, so rechtfertigen sie diese Ansicht, wenn alle anderen Mittel, dem leidenden Menschen wirksam zu helfen, erschöpft sind. Doch wird die Euthanasie, wenn sie erst einmal in den Krankenhausaalltag Einzug gehalten hat, nicht als der schnellere Weg zum Ziel eines ruhigen Todes gelten, der die aufwendige Palette medizinischer und pflegerischer Maßnahmen auch ersetzen kann? Abgesehen von solchen Fragen, die an die Beschwichtigungsversuche der Euthanasiebefürworter zu richten sind, müssen bereits die Prämissen der ganzen Überlegung in Zweifel gezogen werden.

Die Tötung auf Verlangen ist nämlich weder eine wirkliche *Hilfe*, noch ist sie die *einzig*e Hilfe, die wir Sterbenden geben können. Sie ist keine echte Hilfe, weil sie die Person, der unsere Hilfe gelten soll, vernichtet, und sie ist nicht die *einzig*e Hilfe, weil Sterbende nicht die „erlösende“ Todesspritze, sondern etwas ganz anderes, nämlich menschliche Zuwendung und wirksame Schmerzlinderung erwarten. Wenn die Erfahrungen der Hospizbewegung auch nicht generell auf alle Krankenhäuser übertragbar sind, so berichten sie doch übereinstimmend von einem bemerkenswerten Ergebnis: Wo wirksame Schmerzbekämpfung und menschliche Zuwendung dem Kranken die Möglichkeit zur persönlichen Gestaltung seines Sterbens geben, da taucht der Wunsch, den Sterbeprozess durch eine bewußte Manipulation des Todeseintritts zu beschleunigen, nicht mehr auf. Der Gedanke der Euthanasie erscheint aus dieser Perspektive nicht als Hilfe, sondern als Verweigerung der medizinischen und menschlichen Hilfestellung, die dem Kranken das Recht auf seinen eigenen Tod zurückgibt und ihn in Würde sterben läßt.

Die Forderung, wonach eine humane Sterbehilfe in erster Linie dem Ziel dienen muß, dem Sterbenden Raum für seinen *eigenen* Tod zu gewähren, zeigt auch, weshalb die Unterscheidung von aktiver Euthanasie und Sterbenlassen von eminenter *moralischer* Bedeutung ist. Sie beläßt dem Sterbenden das Recht auf seinen eigenen Tod, nicht im Sinne der manipulierten Selbsttötung, sondern im Sinn einer bewußten Gestaltung des Sterbeprozesses, die sie durch palliative Schmerzbekämpfung und menschlichen Sterbebeistand unterstützt. Der amerikanische Theologe *Paul Ramsey* hat in seinem Buch „Der Patient als Person“ bereits vor 20 Jahren auf diesen wichtigen Unterschied hingewiesen: „Beim Unterlassen verursacht kein menschlicher Akteur den Tod des Patienten, weder direkt noch indirekt. Er stirbt seinen eigenen Tod an Ursachen, deren Bekämpfung mit möglichen medizinischen Eingriffen nicht mehr barmherzig oder sinnvoll ist. Wir stehen dem Kranken bei und begleiten ihn bei diesem seinem ureigensten Sterben, wobei wir es so schmerzfrei und würdevoll wie möglich machen.“

Die aktive Euthanasie verfehlt dagegen den eigenen Tod des Menschen, indem sie seiner Zeit vorgreift und ihn in ein künstliches Ereignis verwandelt. Wenn die Wiederbelebung der Euthanasieidee in unseren Tagen aus dem Protest gegen die therapeutischen Exzesse der modernen Intensivmedizin hervorgeht, so bleibt sie in ihrem Protest doch insgeheim dem gleichen Denkmodell einer *technischen Bewerkstelligung des Todes* verhaftet. Die künstliche Verlängerung des Lebens um jeden Preis und die bewußte Beschleunigung des Todes entspringen in vielfacher Hinsicht — sowohl aus der Perspektive des Arztes als auch aus der des Patienten — gegensätzlichen Absichten, aber sie stimmen darin überein, daß sie der Annahme des eigenen Todes ausweichen. Der belgische Philosoph Jean-François Malherbe beschreibt die verwandte Einstellung gegenüber dem Tod, die dem Versuch einer äußersten Lebensverlängerung und der Tötung auf Verlangen zugrunde liegt. „Es gibt zwei Möglichkeiten, den Augenblick des Todes zu umgehen. Die erste besteht darin, diesen Augenblick bewußt so weit wie möglich hinauszuzögern, die andere darin, sich zu fügen und diesem Augenblick vorzugreifen;

therapeutischer Übereifer und Euthanasie sind die beiden symmetrischen Versuche, der Begegnung mit dem Tod auszuweichen.“ (Medizinische Ethik, Würzburg 1990, 183). Der Gedanke des eigenen Todes, den jeder Mensch in Würde zu sterben das Recht hat, fordert dagegen einen dritten Weg jenseits der Scheinalternative von Lebensverlängerung und Euthanasie. Er kann nur im Konzept einer humanen Sterbehilfe liegen, die der Medizin ihr menschliches Gesicht und dem Sterbenden seine menschliche Würde bewahrt.

2. Sterbebegleitung als Bewährung menschlicher Solidarität in der letzten Lebensphase

Im Rahmen einer ganzheitlich orientierten Medizin gehört die menschliche und seelsorgerliche Begleitung der Patienten bereits im Anfang eines Krankheitsverlaufs zum ärztlichen Auftrag hinzu. Diese Aufgabe tritt jedoch, wenn die Krankheit in ein chronisches Stadium übergeht oder mit den Mitteln der kurativen Medizin nicht mehr bekämpft werden kann, zunehmend in den Mittelpunkt. Die medizinische Sorge um den Kranken konzentriert sich dann auf die erforderlichen Maßnahmen einer wirksamen Schmerzbekämpfung und die Gewährleistung einer ausreichenden Grundpflege, die dem Kranken die letzte Lebensphase mit ihren unvermeidbaren körperlichen Einschränkungen wenigstens einigermaßen erträglich gestalten soll. Wenn diese medizinische Sorge um den Kranken gewährleistet ist, dann richtet sich sein Bedürfnis auf eine andere Form der Hilfe, die wir ihm allein mit den herkömmlichen medizinischen Mitteln nicht mehr geben können. Besonders die Gruppe der Langzeitkranken braucht über die medizinische und pflegerische Betreuung hinaus den menschlichen Beistand ihrer Umgebung, weil der Weg, den sie bis zu ihrem Sterben durchlaufen müssen, ein besonders schwieriger Weg ist, für den die meisten aufgrund ihres bisherigen Lebens nicht vorbereitet sind.

Auf der letzten Wegstrecke des Lebens, die über Monate hinweg durch Hoffnung und Verzweiflung führt, in der Anzeichen der scheinbaren Besserung

und eine unleugbare Verschlimmerung des Leidens einander abwechseln, ist menschliche und seelsorgerliche Begleitung am Schluß die letzte Hilfe, die Menschen einander noch gewähren können. Sie läßt sich, anders als die medizinische und pflegerische Sorge im engeren Sinn, nicht durch einen professionell geschulten Umgang mit dem Sterbenden ersetzen. Sie darf deshalb auch nicht dem Krankenhauspersonal allein aufgebürdet werden. So berechtigt die Forderung nach einer besseren Vorbereitung auf die Begleitung Sterbender während der Ausbildung ist, sie kann auch eine Illusion nähren, die für den Umgang unserer Gesellschaft mit Sterbenden fatal ist: die Einstellung, daß wir die Sorge für chronisch Kranke und Sterbende auf dem Wege der *Professionalisierung* an geschulte Helfer und besondere *Institutionen* delegieren können. Die Aufgabe der mitmenschlichen Sterbebegleitung wird dann mehr und mehr aus dem Lebenskreis, dem der Sterbende bis dahin angehörte und aus dem er sich nun herauszuschälen beginnt, abgelöst und einer neuen Umgebung übertragen. In dieser Abkoppelung von der unmittelbaren Verantwortung des bisherigen menschlichen Lebenskreises kann auch ein unerwünschter gesellschaftspolitischer Nebeneffekt der Hospizbewegung liegen, deren Pionierleistung insbesondere auf dem Gebiet der palliativen Medizin und des Sterbebestandes hohe Anerkennung verdient.

Sterbebegleitung als Aufgabe des Arztes

Die Aufgabe des seelsorglichen Sterbebestandes darf aber auch innerhalb des sozialen Lebens eines Krankenhauses, das ja ganz auf effiziente Organisation der anfallenden Arbeiten abgestellt ist, nicht einfach an den Spezialisten delegiert werden. Der hauptamtliche Seelsorger oder die Schwester, die in einem christlich orientierten Krankenhaus diese Aufgaben übernehmen, können die seelsorgliche Begleitung in ihrer Person zusammenfassen und koordinieren, aber sie sind dabei auf die Mithilfe aller am Krankenhausgeschehen beteiligten Gruppen angewiesen. Menschlicher Sterbebeistand und Seelsorge an den Kranken ist deshalb eine Aufgabe, die sich in der Begegnung mit Sterbenden jedem aus einer unterschiedlichen Perspektive stellt, dem

Arzt ebenso wie der Krankenschwester, dem Seelsorger wie den Angehörigen. Für den *Arzt* wird sie in der Regel bedeuten, daß er sich auch dann noch die Zeit für einen kurzen Besuch am Krankenbett eines sterbenden Patienten nimmt, wenn seine ärztliche Kunst keinen Heilerfolg mehr in Aussicht stellt. Gerade dann zeigt sich eine ärztliche Einstellung zum Kranken, die diesen nicht nur als Objekt therapeutischer Maßnahmen betrachtet, sondern ihn in seinem Personsein und in der menschlichen Würde achtet, die er in seiner körperlichen Hilflosigkeit nicht verliert.

Sicherlich spielt der Zeitfaktor in einem gedrängten Krankenhausalltag vor allem für den Arzt eine wichtige Rolle. Eine mitmenschliche Einstellung zum Patienten läßt sich aber auch dann leben, wenn dafür wenig Zeit zur Verfügung steht. Ein kurzes Gespräch, das sich nicht nur nach dem körperlichen Befinden des Patienten erkundigt, sondern die Sorgen aufgreift, die ihn bewegen, bedeutet für den Kranken viel mehr, als die Zahl der wenigen Minuten vermuten läßt, die es den Arzt kostet. Wenn dieser aber die am Krankenbett eines Sterbenden verbrachte Zeit insgeheim als verloren betrachtet, dann kann er sie auch nicht im Sinne menschlicher Sterbebegleitung ausfüllen, wenn er unter keinem Zeitdruck steht.

Sterbebegleitung als Aufgabe der Krankenschwestern und Pfleger

Für die *Krankenschwester* oder einen *Pfleger* heißt seelsorglicher Sterbebeistand vor allem, daß sie den Patienten in der Situation des völligen Ausgeliefertseins als ein menschliches Gegenüber achten, dessen Reaktionen und verhüllte Zeichen sie ernst nehmen. Auch schwerkranke und bewußtlose Menschen nehmen an den Vorgängen ihrer Umgebung teil; sie erleben die Gespräche und das Geschehen am Krankenbett in einer unmittelbaren Weise, als wir aufgrund ihrer Reaktionen vermuten. Gerade bei chronisch Kranken und Sterbenden, ist es deshalb wichtig, daß wir sie auch dann noch mit ihrem Namen anreden und *mit* ihnen sprechen, statt daß wir nur *über* sie reden. Nicht immer hat ein schwerkranker Mensch den Wunsch und die Kraft, von sich aus ein Gespräch zu

beginnen. Aber häufig sieht er aufgrund des unmittelbaren körperlichen Kontaktes in der Krankenschwester den Menschen, dem er gerne persönliche Dinge erzählen möchte, die er in dieser Unbefangenheit vielleicht nicht einmal mit seinen Angehörigen bereden möchte. Die Überlastung des Krankenhauspersonals, aber auch der ständige Schichtwechsel erschweren nicht nur die medizinische und pflegerische Versorgung der Patienten, sondern sie schränken auch ihre wenigen menschlichen Kommunikationsmöglichkeiten noch weiter ein.

Aus der Sicht des *Seelsorgers* erfordert die Begleitung von chronisch Kranken und Sterbenden vor allem die Bereitschaft, zuzuhören und die Fragen aufzugreifen, die sie von sich aus stellen. Immer weniger kann der Seelsorger dabei auf eingespielte Sprachformen zurückgreifen, die den Gesprächsverlauf auf religiöse Fragen lenken. Selbst gläubige Menschen empfinden heute häufig eine große Scheu, über ihren Glauben zu sprechen, die sie auch angesichts des Todes nicht einfach ablegen können. Über lange Zeit hinweg werden sich die Seelsorgegespräche am Krankenbett im Vorfeld „eigentlicher“ Glaubensfragen bewegen. Das entspricht aber auch der wirklichen Situation des Kranken, denn er erlebt seine Furcht vor dem Tod nicht als eine diffuse religiöse Urangst, sondern als sehr konkrete Furcht vor Isolation und Kontaktverlust, vor Schmerzen und einer weiteren Verschlimmerung der Krankheitssymptome.

Oft bewegt einen chronisch Kranken auch die Angst, wichtige Angelegenheiten seines privaten Lebens nicht mehr regeln zu können, die aus der Sicht seiner Angehörigen bei weitem nicht die Bedeutung haben, die er ihnen zuspricht. Auch die verbleibenden Hoffnungen richten sich oft auf kleine Dinge, die der Seelsorger ernst nehmen und aufgreifen muß. Erst in solchen Gesprächen, deren Verlauf er bewußt aus der Hand gibt, damit der Kranke die Themen anschneiden kann, die ihm wichtig sind, entsteht die notwendige Vertrauensbasis, auf der ein religiöses Gespräch, das gemeinsame Lesen der Heiligen Schrift, ein gemeinsames Gebet oder eine persönliche Beichte erwachsen können. Oft wird der Pfarrer dabei zuallererst Ver-

trauen gegenüber seiner Person erwerben und klischeehafte Vorbehalte gegenüber der Kirche abzubauen müssen, bevor der Kranke sein Gesprächsangebot annehmen kann.

Sterbebegleitung als Aufgabe der Familienangehörigen und Freunde

Einen wichtigen menschlichen Beistand, der auch eine seelsorgerliche Dimension umfaßt, leisten die *Familienangehörigen* und die *Freunde* des Sterbenden aus seiner bisherigen Umgebung. Sie zeigen ihm durch ihre Besuche und ihr regelmäßiges Wiederkommen, daß er auch in der letzten Lebensphase und ihrer langdauernden Prüfung noch immer sein eigenes Leben führen kann und von den tragenden Bindungen seiner bisherigen Lebensgeschichte nicht abgeschnitten ist. Die hilfreichste Form des Sterbebeistandes und der beste Trost, den Menschen einander in ihrer letzten Zeit geben können, sind deshalb die regelmäßigen Besuche von seiten der Angehörigen und die Zeit, die sie mit dem Sterbenden verbringen, indem sie einfach da sind und bei ihm bleiben. Viele Ärzte und Seelsorger machen heute die erschreckende Erfahrung, daß diese unmittelbarste Form des menschlichen Beistandes keineswegs mehr selbstverständlich ist.

Menschlicher und seelsorglicher Sterbebeistand erfordert, wenn er niemanden überlasten und dennoch für den Kranken zu einer wirksamen Hilfe werden soll, die Zusammenarbeit und Mithilfe aller. Er bleibt jedoch in jeder Form eine Hilfestellung und ein Angebot an den Sterbenden, das auch dessen Mitarbeit erfordert. Die eigentliche Aufgabe der Vorbereitung auf das eigene Sterben kann kein Mensch dem anderen abnehmen. Menschlicher Sterbebeistand kann deshalb sein Ziel nur darin finden, daß er den Sterbenden zur persönlichen Gestaltung seiner letzten Lebensphase befähigt, so gut dies im Nachlassen seiner körperlichen und geistigen Kräfte noch möglich bleibt. Sterbehilfe ist im Grunde nichts anderes als Lebenshilfe, die dem Kranken in der Situation des Sterbenmüssens beisteht. Ihr entspricht auf Seiten des Sterbenden die Aufgabe, in den Sinn des eigenen Lebens hineinzufinden, der sich auch in der letzten Phase des Sterbens noch

bewähren kann. Oft muß der Sterbende dabei erst viele Schichten seiner bisherigen Lebensorientierung abtragen, bis er an tieferen Wesensschichten anknüpfen kann, die in ihm lange verschüttet waren.

Die letzte Wegstrecke des Lebens ist auch eine letzte Reifungskrise, die darüber entscheidet, ob ein Menschenleben zu seinem geduldigen Abschluß und zu seiner Vollendung findet, oder ob es in einem offenen Bruch zur vorangegangenen Lebensgeschichte endet. Gerade bei chronisch Kranken, deren Sterben sich über lange Zeit hinzieht, wird es unübersehbar, daß das Lebensende eines Menschen zur Dimension des Lebens hinzugehört. Für den gläubigen Christen ist es deshalb ein Teil seiner Lebensaufgabe, die er sich von Gott zuweisen läßt. Das Hineinwachsen in eine Haltung, die auf den eigenen Tod zugeht und ihn annehmen kann, wie und wann er dem Sterbenden von Gott verfügt ist, wird zur letzten großen Möglichkeit, in der der Christ sein Glauben, Hoffen und Lieben erproben muß.

3. Die Annahme des eigenen Todes in Glaube, Hoffnung und Liebe

Wenn nicht nur die Angehörigen, sondern häufig auch Ärzte und Schwestern innerhalb des Krankenhauses die Kontakte mit Sterbenden reduzieren, dann liegt das nicht nur an Zeitmangel oder einer fehlenden Vorbereitung während der Ausbildung. Einem Sterbenden beizustehen, erfordert keine besonderen Vorkenntnisse und keinen professionellen Informationsvorsprung für jede Lebenslage, sondern etwas anderes, das vielleicht viel schwerer ist: die Bereitschaft, geduldig mitzugehen und zuzuhören, Klagen verständnisvoll aufzunehmen und einfach da zu sein. Ein solches geduldiges Zuhören kann, besonders wenn sich der Sterbeprozess über lange Zeit hinzieht, nicht unverbundlich bleiben. Wer einem Sterbenden beisteht, wird dabei auch mit seinem eigenen Tod konfrontiert; er erlebt die Ohnmacht des Sterbenden als einen Vorboten seiner eigenen Ohnmacht, der ihn an seine Grenzen und sein eigenes Sterbenmüssen erinnert. Der seelsorgliche Umgang mit chronisch Kranken

und Sterbenden erfordert die Bereitschaft, dem eigenen Tod nicht auszuweichen. Das setzt eine intensive Auseinandersetzung mit dem eigenen Leben voraus, die auch dem Sterbebegleiter vor Augen führt, worauf menschliches Leben im Ernstfall bauen kann und welche Lebenseinstellungen der Bewährungsprobe im Tod nicht standhalten. So wird das Zusammensein mit Schwerkranken und Sterbenden auch für den Seelsorger oder den Arzt und die Krankenschwester, die ihre medizinische Aufgabe als Auftrag ihres Glaubens verstehen, zu einer Herausforderung ihres persönlichen Christseins. Die letzte Wegstrecke an der Seite sterbender Menschen kann für beide — den Sterbenden und seine Helfer — die Chance eines gemeinsamen Hineinwachsens in die Tiefen des eigenen Glaubens bedeuten wie sie außerhalb dieses letzten Ernstfalles im Leben selten gegeben ist.

Die Bewährung des Glaubens im Sterben

Der Glaube an die individuelle Auferstehung, in der wir heute die eigentliche Botschaft des Christentums angesichts von Sterben und Tod sehen, gehört nicht von Anfang an zur biblischen Sinndeutung des Todes. Die Hoffnung auf eine Überwindung des Todesschicksals durch die rettende Kraft Gottes steht im Alten Testament erst am Ende einer langen Auseinandersetzung mit der bitteren Realität des Todes. Die Doppelgesichtigkeit des Sterbens, das sich als erfüllender Abschluß eines lebenssatten Daseins und als vorzeitiger, sinnwidriger Abbruch des Lebens zeigt, führt innerhalb des alttestamentlichen Glaubens zu einer schweren Krise, aus der dieser erst nach langem Ringen einen Ausweg findet. Die theologische Geschichte Israels muß sich in das theologische Vakuum des Todes erst nach und nach vorantasten, um in dieser Leere die Macht der Gottesgemeinschaft zu erproben. Am Ende steht auf dem Boden des Alten Testaments nicht eine ausgebildete Unsterblichkeitssehnsucht oder Jenseitshoffnung, wie sie die religiösen Mythen anderer Völker kennen. Vielmehr führt die Gewißheit, daß der Tod die Gemeinschaft mit Jahwe nicht beenden kann, zur Überwindung der Todesnot und zur Erfahrung der rettenden Treue Gottes im Sterben, wie es dem Grundzug des Jahweglaubens entspricht.

Der verzweifelte Versuch, das Vertrauen auf die rettende Nähe Jahwes in äußerster Todesbedrängnis durchzuhalten, prägt auch das *Sterben Jesu*, wie es uns die Evangelisten übereinstimmend berichten. Jesus starb nicht den erfüllten, satten Tod der alttestamentlichen Patriarchen, und auch nicht den schönen Tod der antiken Philosophen, den uns Plato am Beispiel des Sokrates darstellt. Über die innere seelische Verfassung, in der Jesus seinen Tod bestanden hat, geben uns die historischen Zeugnisse der Evangelien keinen sicheren Aufschluß. Wir müssen also auch damit rechnen, daß er verzweifelt und einsam gestorben ist. Wenn die Nachricht zutrifft, daß er kurz vor seinem Tod einzelne Verse und Satzfragmente des Psalms 22 hinausgeschrien hat, dann ist Jesus jedoch nicht in einem verzweifelten Zusammenbruch, sondern in einem letzten Gottvertrauen gestorben, das er sich bis in den bitteren Abgrund des Todes hinein bewahrt. Wir dürfen den Tod Jesu dann so verstehen, daß er in seinem Sterben exemplarisch das Ringen des alttestamentlichen Glaubens um die Treue Jahwes zusammenfaßt und den Raum der düsteren Gottferne überwindet, der für einen gläubigen Menschen das bitterste an seinem Todesschicksal ist. Der „große Schrei“, den Jesus kurz vor seinem Tod ausgestoßen hat (vgl. Mk 15,37), steht dann stellvertretend für den letzten Hilferuf, mit dem viele Menschen vor Jesus und nach ihm in den Tod gegangen sind. Jesus hat durch seinen Tod das Sterben aller Menschen, die auf Gott bauen, zusammengefaßt und uns ein Beispiel gegeben, wie wir unseren Tod bestehen können.

Auf diesen langen Weg, den Jesus in seinem Tod nochmals für alle durchlitten hat, kann auch der Christ, der bewußt auf sein eigenes Sterben zugeht, nicht einfach zurückblicken. Er stellt keine überwundene „Vorgeschichte“ und kein abgeschlossenes „Ergebnis“ dar, auf das der christliche Auferstehungsglaube im Sterben nur zurückgreifen muß, um sich seiner Hoffnung auf eine Überwindung des Todesschicksals zu vergewissern. Vielmehr durchschreitet der Christ im Sterben, wenn ihm die Zeit zur bewußten Vorbereitung auf seinen Tod bleibt oder wenn er einen Sterbenden auf diesem Weg begleitet, die Wegstrecke von neuem, auf der seine

Väter im Glauben zu einer theologischen Sinngebung des Todes gefunden haben.

Spätestens im Angesicht des Todes wird uns deutlich, daß unsere individuelle Glaubensgeschichte nichts anderes als ein Nachgehen und schrittweises Hineinfinden in die gemeinsame Glaubensgeschichte des Volkes Gottes sein kann. Wie diese erst im Tod und in der Auferstehung Jesu ihren endgültigen Abschluß von Gott her findet, so ist auch der Christ im Sterben vor den Ernstfall gestellt, der ihn erst die ganze Wahrheit seines Glaubens bewußt macht. Die Situation des Sterbenmüssens oder des endgültigen Abschiednehmens kann für gläubige Menschen zur Chance einer Glaubensentdeckung werden, die sie den Ernst dessen erst wirklich ermessen läßt, was sie ein Leben lang gebetet, geglaubt und mit dem Credo der Kirche bekannt haben. Erst durch den Tod erfahren wir mit letzter Gewißheit, was wir durch den Glaubenssatz von Gott als dem Schöpfer des Lebens oft nur gedankenlos dahinbeten: daß unser Leben nicht selbstverständlich, sondern eine unverdiente Gabe Gottes ist. Erst wenn wir uns den eigenen Tod vor Augen halten oder mit dem Sterben anderer konfrontiert sind, lernen wir, unsere Lebenszeit und die uns noch verbleibende Lebensspanne so anzunehmen, daß wir für jeden Tag dankbar sein können. Wir erleben dann jeden neuen Morgen als ein Geschenk, in dem wir uns jedesmal neu gegeben werden. Der Tod ist so ein Wegweiser zum Glauben, der uns wie keine andere Lebenserfahrung und wie keine gescheite Theologie zu seinem wirklichen Verständnis führt.

Die Bewährung der Hoffnung im Sterben

Es gehört zu den überraschenden Erfahrungen, von denen Ärzte und Seelsorger berichten, daß chronisch Kranke und sterbende Menschen niemals ohne Hoffnung sind. Langzeitpatienten sind für das kleinste Anzeichen dankbar, das ihnen eine scheinbare Besserung signalisiert, obwohl sie genau wissen, daß dieser „Hoffnungsschimmer“ den tödlichen Krankheitsverlauf nicht umkehren kann. Auf den Bildern, auf denen Krebspatienten einer Kölner Klinik das Erleben ihrer Krankheit malen sollten, fanden sich immer auch Symbole der Hoffnung, ob-

wohl alle über den tödlichen Verlauf ihrer Krankheit zweifelsfrei informiert waren. Am Ende des dunklen Tunnels das Licht einer Sonne, grüne Blätter, helfende Hände — solche Bilder zeigen, daß gerade in den Kranken, die um ihr Schicksal wissen, eine starke Hoffnung lebt. Der Wille zur Wahrheit verbindet sich mit einem unbedingten Willen zur Hoffnung, der sich nicht entmutigen lassen will. Die seelsorgliche Begleitung von Sterbenden darf solche Hoffnungen nicht lieblos enttäuschen, denn sie entspringen einer tiefen Sehnsucht im Menschen, die ihn hoffen läßt, daß der Tod nicht die ängstigende Leere und das endgültige Aus des Lebens ist.

In ihrem Buch „Gespräche gegen die Angst“ berichtet die Journalistin *Anne-Marie Tausch* von einem Gespräch, in dem eine krebskranke Frau von einer Mitpatientin auf ihre zwiespältige Haltung gegenüber dem sicheren Sterben aufmerksam gemacht wird: „Anita: Als ich vor einem Jahr die Leberspiegelung machte, da kam eine fremde Ärztin, die sagte gleich: heilen kann man das nicht — nur ein bißchen verlängern. Ich will gern die Wahrheit wissen, weil ich auf Heilung hoffe. Aber die hat mir klipp und klar gesagt: heilen kann man das nicht. — Liesbeth: Du hast doch eben gesagt, du willst die Wahrheit hören. Da stimmt doch etwas nicht. Anita: Daß man es nicht heilen kann, das hätte sie weglassen können. Ich will doch Hoffnung haben“ (Hamburg 1981, 60).

Der Satz „ich will die Wahrheit wissen, weil ich auf Heilung hoffe“ klingt nur für den Außenstehenden paradox, für den sich die Hoffnung und das Wissen um den tödlichen Krankheitsverlauf ausschließen. Hoffnung ist in ihrem Wesen jedoch von einer optimistischen Prognose oder einer unrealistischen Einschätzung der Zukunft grundverschieden. Ein unbegründeter Optimismus wird durch die unvermeidlich einsetzenden Symptome eines chronischen Krankheitsverlaufes auch für den Patienten zunehmend widerlegt. Aber die Hoffnung als die letzte Tat des Menschen bricht erst dort auf, wo alles andere Planen und Erwarten an ein Ende kommt. Hoffnung im eigentlichen Sinn nennen wir die Kraft, die dem Sterbenden zuwächst, wenn er am Ende seiner eigenen Kräfte angelangt ist. Sie hat ihren Ort deshalb nicht in der Phase der ersten Aus-

einandersetzung mit dem Sterben, in der viele Kranke noch verzweifelt mit einem Wunder rechnen, sondern sie setzt voraus, daß der Sterbende um seinen nahen Tod weiß und in eine Haltung der Annahme hineinwächst. Der Weg der Hoffnung beginnt damit, daß im sterbenden Menschen eine Bewegung erwacht, die seine eigene Zeiterfahrung verändert. In ihr bahnt sich ein Wandel an, der zugleich Abschied und Übergang ist: Abschied von allem eigenmächtigen und selbstverfügtun des Menschen und Übergang zum ruhigen gelassenen Sein, das sich in der Macht Gottes geborgen weiß.

Der französische Philosoph *Gabriel Marcel* (1889-1973) zeigt am Beispiel eines unheilbar Kranken, wie sich die Hoffnung auf Heilung, wenn sie sich treu bleibt und der Kranke sich nicht selbst aufgibt, zu einem grenzenlosen Vertrauen weitet, das er die „absolute Hoffnung“ nennt. Der Sterbende erfährt von einem bestimmten Zeitpunkt an, was er bis dahin nur abstrakt geglaubt, aber noch nicht in seinem Herzen verstanden hat: daß für ihn nicht alles verloren ist, wenn er seine Gesundheit nicht wiedererlangt und die erhoffte Heilung ausbleibt. Er erlebt dadurch eine tiefe Umwandlung, die in Wahrheit nicht die Enttäuschung, sondern das grenzenlose Wachstum seiner Hoffnung bedeutet. „Man kann die innere Haltung eines Menschen begreifen, der keine Bedingung stellt, keine Grenze setzt, sich einem absoluten Vertrauen überläßt und eben dadurch mögliche Enttäuschung überwindet und eine Sicherheit des Seins oder im Sein erfährt, die der grundlegenden Unsicherheit des Habens entgegensteht“ (Philosophie der Hoffnung, München 1964, 56).

Die innere Umwandlung des Sterbenden, die ihn endgültig dem Sein übereignet, ist von einer neuen Zeiterfahrung begleitet, die auf den eigenen Tod wie auf eine verhangene Grenze zugeht, hinter der sich der Abbruch des Neuen öffnet. Die Hoffnung erscheint so als ein „Durchbruch durch die Zeit“, während der Verzweiflung das Bewußtsein der „geschlossenen Zeit“ zugrunde liegt, das die eigene Zeit als ein Gefängnis erlebt. Das ist auch der tiefste Grund dafür, daß schwerkranke Menschen über ihren wahren Gesundheitszustand nicht im Unklaren bleiben, aber niemals ein präzise genann-

tes Datum oder einen exakten Zeitraum der ihnen noch verbleibenden Lebenszeit erfahren wollen. Weil jede ärztliche Prognose an Ungewisheiten gebunden bleibt, läßt sich der sichere Eintritt des Todes schon aus medizinischen Gründen nicht exakt terminieren. Die Mitteilung eines realistischen „Sterbedatums“ verbietet sich jedoch auch aus seelsorglichen Gründen, denn sie würde den Sterbenden jeden Ausblick verstellen und sie in ihre definitiv ablaufende Lebenszeit einschließen.

Der Seelsorger wird deshalb den „kleinen“ Hoffnungen große Aufmerksamkeit schenken, die ein kranker Mensch auch in seiner letzten Lebensphase noch äußert. Solche „kleinen“ Hoffnungen sind nichts anderes als der Anhaltspunkt der „großen“ Hoffnung des Christen in diesem irdischen Leben. Ohne sie kann auch die Rede vom ewigen Leben zu einem billigen Trost verkommen, der von einer bloßen Ideologie oder einem frommen Überbau nicht mehr zu unterscheiden ist. Die Hoffnung auf das ewige Leben erwächst dem Menschen nicht durch eine eigenmächtige Verlängerung dessen, was er von sich aus in seinem Leben erreicht und bewirkt hat. Sie ist vielmehr ein Geschenk, daß der Mensch nur mit leeren Händen empfangen kann. Die Hoffnung auf das ewige Leben wächst heran, indem der Sterbende Distanz zu dem gewinnt, worauf er sein Leben aus eigener Verfügungsgewalt gebaut hat. Aber die Hoffnung auf das ewige Leben durchkreuzt nicht einfach die kleinen Hoffnungen dieses Lebens; sie richtet sich nicht nur auf die Überwindung des Todes, sondern auf die endgültige Erfüllung des Lebens. Deshalb müssen wir die „kleinen“ Hoffnungen der Sterbenden aufgreifen, nicht um sie zu entwerten oder zu zerstören, sondern um zu einem gelassenen Umgang mit ihnen anzuleiten: Es kommt ja eigentlich nicht mehr darauf an, ob sie in Erfüllung gehen. Ihr Wert liegt nicht mehr in ihrer Realisierungschance, sondern darin, daß der Sterbende überhaupt noch Hoffnung hat. Und diese Hoffnungskraft wird nicht geringer, wenn seine Wünsche nicht mehr in Erfüllung gehen. Sie wächst im Gegenteil zu einer geduldigen Erwartung heran, in der sich der Sterbende, wenn er allmählich von den Menschen und Dingen Abschied nehmen muß, dem unver-

traut, was am Ende allein zählt, wenn er die vielen „kleinen“ Hoffnungen seines Lebens an die eine „große“ Hoffnung drangeben muß.

Die Bewährung der Liebe im Sterben

Es ist eine landläufige, von Christen wie Nicht-Christen geteilte Ansicht, daß Menschen, die an ein Leben nach dem Tod glauben, besser auf das Sterben vorbereitet sind als andere, die ohne diesen Trost leben müssen. Seitdem wir von Erfahrungen in unmittelbarer Todesnähe wissen, die Menschen nach ihrer unverhofften „Rückkehr“ ins Leben berichten, gewinnt die These vom leichten Sterben gläubiger Menschen sogar den Anschein wissenschaftlicher Seriosität. So kommt eine empirische Studie zweier naturwissenschaftlich orientierter Psychologen, die Sterbephantasien und angebliche Jenseitsschilderungen untersucht, zu dem Ergebnis: „Es gibt keinen Zweifel, daß der feste Glaube an das Jenseits das Sterben leichter macht“ (*S. Grof/J. Halifax, Die Begegnung mit dem Tod, Stuttgart 1980, 191*).

Nicht wenige Gläubige und auch mancher Seelsorger sehen darin bereits eine wissenschaftliche Bestätigung des christlichen Glaubens an die leibliche Auferstehung des Menschen. Aber abgesehen davon, daß solche Aussagen immer nur Grenzerlebnisse in äußerster Todesnähe wiedergeben, also prinzipiell diesseits der Todesschwelle bleiben, sind sie auch in sich eine fragwürdige Verständnishilfe für den christlichen Glauben. Sie verdecken nämlich den eigentlichen Grund, warum gläubige Menschen, die ihr Sterben im Blick auf das Kreuz Christi annehmen und als ein „Mitsterben“ mit Christus verstehen, den Tod nicht mehr fürchten müssen.

Gläubige Menschen gehen nicht deshalb gelassen in den Tod, weil sie wissen, was *nachher* kommt, sondern weil sie schon *vorher* gelernt haben, das Leben loszulassen und seine Enttäuschungen anzunehmen. Wer bereits in den guten Zeiten des Lebens gelernt hat, sich nicht verkrampft für sich selbst zu behalten, sondern sich wegzugeben für andere, der übt in den vielen kleinen Schritten des Loslassens absichtslos und nebenbei die große Loslösung von allem ein, die später im Sterben von ihm gefordert wird. Indem er in eine

heitere Gelöstheit gegenüber den Dingen hineinwächst, die das Leben lebenswert machen, verliert die Erfahrung des Sterbenmüssens ihre alles vernichtende Bedrohlichkeit. Vieles von dem, was der Tod einem Menschen nehmen kann, hat er schon vorher aus der Hand gegeben, so daß er den Tod, wenn dieser auch das noch von ihm fordert, was er bisher nicht lassen konnte, in der Verlängerung seiner bisherigen Lebensorientierung begegnen kann.

Weil das Loslassen des eigenen Lebens immer nur anfanghaft und fragmentarisch gelingt, wird das Sterben am Ende noch immer ein bitterer Verzicht sein, in den auch gläubige Menschen nur in einer schrittweisen Ablösung hineinwachsen. Aber wer sich im Leben nicht auf das verläßt, was er für sich selbst behält, sondern darauf vertraut, was er in der Liebe wegschenkt, der ist auch der letzten Ohnmachtserfahrung des Todes nicht hilflos ausgeliefert. Weil er ihre Vorboten in sein Leben eingelassen hat, ist er von Ferne schon fast vertraut mit ihr. Der Tod verliert seinen Schrecken, wenn wir in der Lebenskunst der leeren und offenen Hände auf ihn zugehen, zu der die Liebe anleitet. Christliche Sterbekunst ist im Grunde deshalb nichts anderes als eine *ars vitae*, als die Kunst also, Glaube, Hoffnung und Liebe zu leben, die sich in der Begegnung mit dem Tod ein letztes Mal bewähren muß.

4. Schlußbemerkung

Die Aufgabe, chronisch Kranke und sterbende Menschen auf der letzten Wegstrecke ihres Lebens zu begleiten, richtet sich zunächst an den Arzt, den Seelsorger und die Krankenschwester oder den Krankenpfleger als einzelne. Weil die Beziehungen zu Schwerkranken und Sterbenden sich niemals ganz „versächlichen“ lassen, ist jeder in der Begegnung mit ihnen in besonderer Weise auf sich selbst gestellt. Sterbebegleitung und Sterbebeistand sind jedoch nicht nur eine individuelle Aufgabe der Betroffenen, sondern auch der gesellschaftliche Auftrag einer humanen Medizin. Insofern gerade die chronischen Krankheiten der unvermeidliche Preis für die Erfolge der modernen Medizin sind, die uns allen zugute kommen, ist ein menschenwürdiger

Umgang mit Sterbenden nicht nur ein Werk der Barmherzigkeit, sondern eine strikte Pflicht der Gerechtigkeit. Wie moderne Gesellschaften mit den Sterbenden und Kranken in ihrer Mitte umgehen, die den herrschenden Standards von Leistung und Schönheit nicht mehr gerecht werden, sagt mehr als jede andere soziale Errungenschaft über das Maß an gelebter Humanität aus, auf das sich alle in ihr verlassen können.

An diesem Punkt wird jedoch eine innere Widersprüchlichkeit unseres gesellschaftlichen Lebens sichtbar, die sich allein durch individuelle Anstrengungen nicht überwinden läßt. Die weit vorangeschrittene Individualisierung aller Lebensbereiche macht auch vor dem letzten Lebensabschnitt und der unmittelbaren Sterbephase nicht halt. Die häufig beklagte „Einsamkeit der Sterbenden“ (Norbert Elias) stellt sich in gesellschaftlicher Hinsicht als die letzte Spätfolge einer grundsätzlichen Einstellung der Menschen zueinander dar. Wenn das Zusammenleben der Lebenden zunehmend von dem Prinzip beherrscht ist, daß jeder in erster Linie für sich selbst Sorge trägt, dann ist die Erwartung einer von helfenden Händen umsorgten Todesstunde illusorisch. Wer ein Leben lang einem Sinnentwurf gefolgt ist, in dessen Mittelpunkt die eigenen Interessen standen, der muß auch die Einsamkeit des Sterbens auf sich allein gestellt bestehen. Im Angesicht des Todes können menschliche Bindungen, die mich ein Leben lang getragen haben, zum letzten Halt werden, den Menschen einander noch geben können. Aber in der letzten Lebensphase läßt sich nicht mehr ersetzen, was ein Leben lang versäumt, nicht gesucht oder gar bewußt ausgeschlossen wurde.

Christliche Sterbehilfe als menschliche Solidarität im Sterben und als Anleitung, den eigenen Tod anzunehmen, hat deshalb auch eine gesellschaftskritische Dimension. Sie bezeugt das Ungenügen eines gesellschaftlichen Leitbildes, das Werte wie Ungebundenheit und Selbständigkeit, individuelle Unabhängigkeit und Freiheit einseitig in den Mittelpunkt stellt. Jede Gesellschaft lebt von der Solidarität und Mitverantwortung ihrer Mitglieder, um ihre sozialen und humanen Gemeinschaftsaufgaben erfüllen zu können. Ein menschenwürdiges Sterben

kann keine Gesellschaft ihren Bürgern garantieren, weil die Annahme und das würdige Bestehen des eigenen Todes von der jeweiligen Einstellung des einzelnen abhängen. Die nötigen Institutionen der Gesundheitsfürsorge und Altenpflege, gesellschaftlich attraktive Sozialberufe wie Krankenschwester und Altenpfleger oder ein öffentliches Leitbild, das alte und kranke Menschen in ihrem Lebenssinn bestärkt, erleichtern jedoch ein „menschenwürdiges“ Sterben. Aber auch diese äußeren Voraussetzungen kann eine Gesellschaft den Sterbenden in ihrer Mitte nur sichern, wenn die heute Lebenden diesen letzten Dienst als eine solidarische Zukunftsaufgabe mittragen, die auch ihnen im Sterben zugute kommt.

Dr. Eberhard Schockenhoff ist Professor für Moraltheologie an der Katholisch-Theologischen Fakultät der Universität Regensburg. Seine Anschrift: Sankt-Michaels-Platz 4, 8402 Neutraubling.

Vor der Aufgabe, sich mit den Begrenztheiten seines Daseins zu versöhnen und die Grenzen anzunehmen, die ihm von außen gezogen sind, steht jeder Mensch. Die Vorbereitung auf das Sterben ist deshalb kein ausschließliches Vorrecht der Christen, auch wenn eine rein philosophische meditatio mortis ohne das Licht der Auferstehungshoffnung die Verhülltheit des Todes nicht aufhellen kann. Die ethische Lebensaufgabe, an den Grenzen des eigenen Daseins auf eigenmächtige Selbstverfügung zu verzichten und so die eigene Sterblichkeit anzunehmen, gewinnt für den Christen jedoch besondere Konturen, weil er sein Leben als Aufgabe und Geschenk aus der Hand Gottes entgegennimmt. Für den gläubigen Menschen ist die Zeitspanne seines irdischen Daseins ein ihm von Gott her zugedachter Auftrag, den er am Ende seiner geschichtlichen Existenz zurückgibt. Die Einsicht des Glaubens, daß sich alles menschliche Dasein seinem Schöpfer verdankt, bricht dabei nicht erst an den Randzonen des Lebens auf, aber sie bewährt sich in ihnen, weil der Christ auch die undurchschaubaren, dunklen Stunden des Lebens in der Haltung annehmen kann, in der er sein Leben empfangen hat.

Eberhard Schockenhoff

Lebenshilfe im Sterben

Von den Anfängen der Hospizbewegung und von ihren Zielen

Der Themenbereich „Medizinethik und Gesundheitspolitik“ bildet einen Schwerpunkt in der Tätungsarbeit der Akademie der Diözese Rottenburg-Stuttgart. Seit Mitte der siebziger Jahre wird dieses Arbeitsfeld vom Akademiereferenten Paul Dingwerth betreut.

Die Frage nach der Hospiz-Bewegung stand einige Jahre lang im Mittelpunkt der Projektarbeit. Beginnend mit der Tagung 1979 „Sterbekliniken in Deutschland?“ hat die Akademie Stuttgart-Hohenheim das Hospiz in Deutschland zum Thema gemacht und es in einer Reihe von Gesprächen und Diskussionen erörtert. Von der anfänglichen Einschätzung 1979: „Nicht wo jemand stirbt, ist entscheidend, sondern wie jemand stirbt“, bis zur Einrichtung der ersten Hospize in der Bundesrepublik 1986/87 vollzieht sich ein deutlicher Bewußtseinswandel, an dem die Diözesanakademie nicht unbeteiligt gewesen ist.

1. Persönliche Erfahrungen

In den Jahren meiner seelsorglichen Tätigkeit habe ich immer wieder erleben dürfen, wie Menschen gestorben sind in Frieden mit ihren Angehörigen und in Dankbarkeit gegenüber denen, die sie das letzte Stück ihres Weges begleitet haben. Häufig ist es aber auch ganz anders gewesen; meine Erfahrung ist zwiespältig. Hier findet ein Sterbender den Begleiter, der ihm beisteht, bei ihm stehen bleibt in der Einsamkeit und Verlassenheit des Sterbens. Häufig ist es der Ehepartner, die Tochter, der Sohn, bisweilen auch die Krankenschwester oder ein Seelsorger. Dort wiederum verlöscht ein Leben ohne jede Hilfe im Sterben, auch wenn die Angehörigen oder Pflegepersonen in der Nähe sind. Das Sterben ist für viele Menschen mit starken Ängsten verbunden und mit seelischen Belastungen gerade für nahe Angehörige, aber auch für berufliche Helfer.

Der einen wie der anderen Situation menschlicher Nähe oder hilfloser Einsamkeit begegnen wir dort, wo Menschen zuhause sterben und dort, wo sie in Krankenhaus oder Pflegeheim sterben. Sterbende Menschen wie auch ihre Angehörigen sind in ihren Ängsten und Sorgen, ihren Unsicherheiten und Abhängigkeiten auf Hilfe angewiesen. Denn auf

beiden Seiten gibt es dieses Nichtwahrhabenwollen, das die Kommunikation schwierig macht. Der innere Zorn lehnt sich auf: Warum gerade ich? Die Depression fragt hilflos und sorgenvoll: Wie wird es weitergehen für den Partner und für die Kinder ohne mich? Dazu kommen die Schmerzen, oft unerträgliche.

Was ist in dieser Situation zu tun? Ich denke, es ist unverzichtbar, daß jeder als Person respektiert, unterstützt und begleitet wird samt allen Gefühlen von Angst, Traurigkeit und Zorn: der vom Tod gezeichnete Patient und der Angehörige, die Familie. Der Ort, an dem jemand diese Zeit zu bestehen hat, ob zuhause oder im Krankenhaus, ist nicht so entscheidend. Hier wie dort gibt es die Chance, die letzte Lebensphase würdig zu bestehen. Ebenso können überall Menschen in ihrer Not bei aller „Geschäftigkeit“ für sie und um sie herum auch allein bleiben.

Über all die Jahre hin ist ein Trend offenkundig: Immer weniger Menschen sterben zuhause, immer mehr in Kliniken, Krankenhäusern, Pflegeheimen. Doch hüten wir uns vor dem Schluß: Zuhause sterben ist gut, im Krankenhaus sterben ist schlecht. Nicht *wo* jemand stirbt, ist entscheidend, sondern *wie* jemand stirbt. Inhuman behandelt wird der Sterbende letztlich dort, wo ihm die Gemeinschaft der Mitmenschen entzogen wird. Es bedarf einer persönlichen Beziehung zum Sterbenden, damit er in seiner Verunsicherung und Einsamkeit nicht allein ist. Sterbehilfe ist Lebenshilfe in einer letzten, kritischen Phase des Lebens.

Die Lebenshilfe, die das Krankenhaus normalerweise leistet, ist ausgerichtet auf die Wiederherstellung der Gesundheit. Dieser Zielsetzung widersetzt sich aber der Sterbende. Und so provoziert er in seiner Umgebung bei den Helfern Gefühle der Ohnmacht und der Niederlage. Deshalb ist von seinem Selbstverständnis her das Krankenhaus nicht der zum Sterben angemessene Ort.

Die vorhandenen Untersuchungen belegen es eindeutig: Die meisten Menschen möchten zuhause sterben können. Aber für die große Mehrheit ist das heute nicht mehr möglich. Unsere Gesellschaft steht also vor einer neuen Aufgabe. Das Krankenhaus mit den Sterbenden ist strukturell und per-

sonell überfordert. Aber ein Zuhause für viele alte und kranke Menschen gibt es gerade dann nicht mehr, wenn sie auf begleitende Hilfe angewiesen sind. Und wenn eine Familie heutzutage dennoch den todkranken Vater und die sterbenskranke Mutter bei sich aufnimmt, kann sie meist gar nicht die notwendige Begleitung leisten.

2. Neue Bedingungen für das Sterben

Durch die Entwicklung der modernen technischen Medizin hat sich die Situation des Sterbens wesentlich verändert. Die Intensivmedizin ermöglicht durch eine höhere technische Perfektion, das Leben eines Menschen über die bisherigen Grenzen hinaus zu erhalten. Der Herzstillstand gilt nicht mehr als das Zeichen des Todes; durch Reanimation wird mancher scheinbar Tote wieder ins Leben zurückgeholt. Patienten leben auch dann noch weiter, wenn ihr Gehirn bereits irreparabel geschädigt ist und sie das Bewußtsein nicht mehr zurückerhalten können. Mit Hilfe von Organtransplantationen werden akute Erkrankungen beendet, die vor wenigen Jahren noch eindeutig zum Tode geführt hätten. Technische und pharmakologische Erfolge der Medizin und die Verbesserung der Therapiemethoden führen bei chronischen Erkrankungen aber auch zur Verlängerung der Krankheitsdauer und schließlich zu einem verlängerten Sterben des Betroffenen.

Die Medizin wird zunehmend komplexer, und sie spezialisiert sich immer mehr. Ein unheilbar und sterbenskranker Mensch hat es fast nur mit Fachleuten zu tun. Die Differenzierung der Funktionen führt zwangsläufig auch zur Aufteilung der Verantwortung. Die Erfolge der naturwissenschaftlich-technischen Möglichkeiten moderner Medizin sind beeindruckend und häufig auch lebensrettend gerade in Situationen, in denen noch vor wenigen Jahren ein Überleben nicht möglich gewesen wäre. Aber in der letzten Lebensphase, am Ende einer unheilbaren Erkrankung oder der fortgeschrittenen Altersschwäche, können diese „wunderbaren“ Möglichkeiten sich in ihr Gegenteil verkehren und ein menschenwürdiges Sterben verhindern.

Menschen, die an einer unheilbaren Krankheit leiden oder an Altersschwäche sterben, brauchen

nicht mehr eine Heilung in medizinischem Sinn, sondern eine menschliche Begegnung und menschlichen Beistand; bei ihnen tritt die pflegerische Aufgabe gegenüber der Akut-Medizin in den Vordergrund. Dieser notwendige, die Not des Patienten wendende Wechsel mag im Akut-Krankenhaus nur schwer zu vollziehen sein.

Neben den Veränderungen in der medizinischen Entwicklung haben soziale Veränderungen die Situation des Sterbens heute stark beeinflusst. Die Lebenserwartung ist höher geworden, sie hat sich in den letzten hundert Jahren verdoppelt. Es gibt noch den Trend zur Kernfamilie; Eltern und Kinder bilden aber eine zeitlich eng begrenzte Lebensgemeinschaft. Die Jüngeren unter der arbeitenden Bevölkerung sind beruflich mobil. Der Wohnungsmarkt ist auf den Single oder die Kleinstfamilie zugeschnitten. Das Auskommen der Ruheständler ist versicherungsrechtlich abgedeckt. Dem Phänomen Sterben begegnen die Menschen nicht mehr so unmittelbar, wie dies in früheren Generationen der Fall gewesen ist. So wird verständlich, warum die Menschen auf Sterben und Tod weithin mit Angst und Hilflosigkeit reagieren.

Wenn Menschen sich nicht mehr mit dem Sterben auseinandersetzen können, dann müssen sie vielleicht sogar zwangsläufig das Sterben ihrer Angehörigen anderen überlassen, in der Regel dem Krankenhaus und dem Pflegeheim. Wo dennoch über längere Zeit Alte und Kranke zuhause betreut und versorgt werden, sind die Pflegenden in der Auseinandersetzung mit der Krise des Lebens selbst, also auf der Grenze von Leben und Tod, überfordert. Das gilt vor allem dann, wenn die Transzendenz der Wirklichkeit nicht mehr in den Blick kommt, wenn mit dem Tod „alles zu Ende“ zu sein scheint und es darüberhinaus keine Hoffnung mehr gibt.

3. Anfänge der Hospiz-Bewegung

Der Begriff „Hospiz“ knüpft an eine mittelalterliche Tradition an. Das Hospiz ist zu jener Zeit eine von Ordensleuten geführte Herberge, deren es Hunderte über ganz Europa verteilt gegeben hat. In solchen Herbergen erhielten Reisende und Pilger auf dem Weg zu den Heiligen Stätten Verpflegung und

Unterkunft und auch geistliche Ermutigung; sie konnten sich ausruhen, und in Krankheit wurden sie gepflegt.

Mitte des neunzehnten Jahrhunderts gründeten die Irischen Schwestern der Barmherzigkeit in Dublin ein besonderes Heim zur Pflege Sterbender, das ruhiger und kleiner sein sollte als ein Krankenhaus. Vermutlich wird hier der mittelalterliche Begriff Hospiz erstmals wieder aufgenommen. Da die gläubigen Schwestern das Sterben als eine Reise angesehen haben, als einen Durchgang und nicht als das Ende, scheint der Name Hospiz, den man den Ruheplätzen auf dem Pilgerweg zu den Heiligen Stätten gegeben hat, durchaus angemessen.

Zu Beginn des zwanzigsten Jahrhunderts eröffneten die Schwestern ein weiteres Haus in London, das St. Joseph's Hospice. Bald kamen weitere Hospize in London hinzu, auch solche von anglikanischen Ordensfrauen geführte oder aus methodistischen Kreisen initiierte. In New York wurde 1899 von Dominikanerinnen, die sich der Pflege unheilbar Kranken gewidmet haben, ein Hospiz gegründet. Ähnliche Heime entstanden an anderen Orten in den USA. Eine Gruppe von New Yorker Sozialarbeitern gründete um 1950 die Gemeinschaft „Cancer Care“, die es sich zur Aufgabe macht, Krebskranke in ihrem Sterben zuhause zu begleiten.

4. St. Christopher's Hospice

Den Durchbruch erzielte die Hospiz-Bewegung durch das beispielhafte Engagement einer Frau namens Cecily Saunders. Im Jahr 1967 eröffnete sie im Londoner Vorort Sydenham ein Haus, das St. Christopher's Hospice, das sterbenskranke Patienten aufnehmen sollte, damit sie dort die letzte Phase ihres Lebens in Würde bestehen könnten. Der „terminal“ Kranke ist ein Patient, dem nach eingehender und sorgfältiger Diagnose der Tod in absehbarer Zeit bevorsteht. Bei ihm zielt die medizinische Behandlung nicht mehr auf Heilung, weil es nach menschlichem Ermessen eine Heilungschance nicht mehr gibt. Das ärztliche Bemühen gilt vielmehr der Schmerzbekämpfung. Erhöhte Bedeutung kommt den pflegenden Aufgaben und der menschlichen Begleitung zu. Häufig handelt es sich nur um

eine kurze Spanne Zeit. Doch kann bei Krebserkrankungen die letzte Lebenszeit auch mehrere Monate dauern. Unsere traditionellen Akut-Krankenhäuser können solchen Kranken kaum gerecht werden.

Schon die Namensgebung macht deutlich, daß St. Christopher's Hospice jede Verwechslung mit einem klassischen Krankenhaus oder mit einer Sterbeklinik vermeiden will. Mit dem Begriff Hospiz knüpfte Cecily Saunders bewußt an mittelalterliche Traditionen an und nimmt die Ansätze zur Hospiz-Bewegung aus den oben genannten Anfängen auf.

Das Schlüsselerlebnis für Cecily Saunders war im Herbst 1947 die Begegnung mit dem Patienten David Tasma. Tasma war polnischer Jude und aus dem Warschauer Ghetto nach England geflohen. Dort hatte er weder Familie noch Freunde. Er war vierzig Jahre alt und litt an einer bösartigen Krebserkrankung. Cecily Saunders wußte, daß er sterben würde. Beide verband eine tiefe Freundschaft, aber auch das Wissen, daß sie vielleicht noch zwei oder drei Monate Zeit füreinander hätten.

In ihren Gesprächen entwickelten sie miteinander Vorstellungen von einem guten und richtigen Ort für sterbende Menschen, an dem die Zeit des Sterbens noch eine Zeit des Lebens sein könnte. Sie überlegten zusammen, wie man Menschen begleiten könne, damit sie die letzte schwierige Phase ihres Lebens gut bestünden. Cecily Saunders wurde deutlich, daß sie die Möglichkeit hatte, Leiden zu lindern und Menschen zu trösten.

Die Idee zu St. Christopher's Hospice wurde aus den Gesprächen mit David Tasma geboren. Der Betrag von fünfhundert Pfund, den ihr David in seinem Testament überließ, war der Grundstein des Hospizes und die erste Anzahlung auf das Konto der Bewegung. Die Einrichtung von St. Christopher's Hospice ist hierzulande bekannt geworden durch den Dokumentarfilm von Reinhold Iblacker SJ: „Noch 16 Tage — eine Sterbeklinik in London“ aus dem Jahr 1972.

5. Terminal Care: Sterbende begleiten

Von Anfang an weiß sich die Hospiz-Bewegung in den englischsprachigen Ländern der „Terminal Care“ verpflichtet, der ganzheitlichen Versorgung

jener Patienten, die ihre letzte Lebensphase zu bestehen haben. Terminal Care will auf den todkranken Menschen und seine augenblicklichen Bedürfnisse eingehen, damit in einer abhängigen Situation dennoch Selbstbestimmung und Würde gewahrt bleiben. Terminal Care weiß auch darum, daß in der Situation des Sterbens die Kontakte zu Angehörigen und Freunden für den Kranken bedeutsam sind. Man muß aber Angehörigen wie Sterbenden helfen, daß sie miteinander umgehen können. Terminal Care geht dann auch auf Leiden und Schmerzen des Patienten ein. Körperliche Schmerzen können so stark sein, daß sie eine Kommunikation „mit Gott und der Welt“ völlig verhindern.

In St. Christopher's Hospice ist der Bereich Schmerzforschung bewußt in die Arbeit integriert worden. Eine eigene Abteilung hat sich über Jahre hin intensiv damit beschäftigt. Die Fachleute dort wissen, daß ein Patient unsagbar an Schmerzen leiden kann, daß er schneller erschöpft ist und auch früher stirbt. Bei richtigem Gebrauch opiumhaltiger Mittel wird der Patient ruhiger, fühlt sich wohler, kann länger leben und in Würde sterben.

6. Organisationsformen der Terminal Care

Das Hospiz

Baulich ist diese stationäre Einrichtung hell, freundlich, wohnlich. Es gibt Platz für Angehörige und Freunde, die dort auch übernachten können. Das Haus nimmt solche Patienten auf, die in ihrer Situation auf den Gebrauch der technischen Intensivmedizin verzichten möchten. Sie suchen nicht die Wiederherstellung ihrer Gesundheit, sondern die Linderung ihrer Schmerzen. Ziel ist es, den Patienten dauerhaft von seinen Schmerzen zu befreien, ohne seine Wahrnehmungs- und Kommunikationsfähigkeit zu reduzieren. In der Regel gelingt das auch.

Neben der medizinischen Versorgung spielt die persönliche Betreuung eine wichtige Rolle. Möglich wird sie durch ausreichend gutes Personal und durch die Einbeziehung der Familie. An persönlichen Festtagen oder in den Festzeiten des Jahres gibt es gemeinsame Veranstaltungen für die Patienten, die Mitarbeiter, die Angehörigen und die Helfer. Ein

Hospiz verfügt in der Regel über eine ganze Mannschaft von freiwilligen Helfern.

Das Hospiz ist „durchlässig“. Patienten können, wenn sie es wünschen und ihre Situation es zuläßt, auf Zeit nach Hause entlassen werden, wobei je nach den Erfordernissen die Betreuung durch das Hospiz-Team gesichert ist. Verschlechtert sich der Krankheitsverlauf, kann der Patient in das Hospiz zurückkehren. Diese Durchlässigkeit ist in ihrer Bedeutung für die Betroffenen nicht leicht zu unterschätzen.

Home-Care-Service

In Großbritannien wurde neben der stationären Hospiz-Betreuung eine ambulante Versorgung Sterbender entwickelt, bei der Patienten von einem Pflege-Team zuhause unterstützt werden. Home-Care-Service bedeutet: Ein Arzt, eine Schwester oder ein Pfleger, ein Sozialarbeiter und ein Seelsorger unterstützen die Angehörigen bei der Pflege, wann immer sie gebraucht wird. Der Home-Care-Service ist für die Familie rund um die Uhr erreichbar. Durch die Gewißheit, jederzeit sachgerechte Hilfe zu bekommen, werden Familien motiviert, ihren Kranken zuhause zu behalten. Das liegt auch im Interesse des Betroffenen, der die ihm noch verbleibende Zeit gerne daheim verbringen möchte. Nach dem Tod des Patienten bemüht sich der Home-Care-Service um die Hinterbliebenen, teilweise durch die Begleitung von Selbsthilfegruppen.

Terminal Care Support Team

Neben den genannten Diensten Hospice und Home-Care-Service hat sich in Großbritannien eine weitere Form der Terminal Care herausgebildet: Patienten werden in Allgemein-Krankenhäusern in den letzten Wochen ihres Lebens von einem besonderen „Support Team“ betreut. Dieses Team aus Arzt, Schwester, Seelsorger, Sozialarbeiter unterstützt und berät den Stationsarzt und die Stationschwester in allen Fragen der Sterbebegleitung. Sollte eine Entlassung nach Hause möglich werden, koordiniert das Team die nötigen Schritte. Für viele wird dadurch eine Entlassung überhaupt erst möglich. Und dann haben sie auch die Chance, zuhause sterben zu dürfen. Die Zusammenarbeit von Sup-

port Team und Krankenhaus-Station macht die Mitarbeiter im Krankenhaus mit der Sterbebegleitung vertraut und macht sie auch sensibler für die Bedürfnisse sterbender Menschen.

7. Sterbekliniken in Deutschland?

Wenn ich es richtig sehe, ist es vorrangig der Dokumentarfilm „Noch 16 Tage — eine Sterbeklinik in London“ von Reinhold Iblacker SJ gewesen, der 1972 eine intensive Diskussion um spezielle Einrichtungen und Dienste für sterbensranke Menschen in Deutschland in Gang gebracht hat. Für mich persönlich war dieser Bericht über das St. Christopher's Hospice eine erste Antwort auf manche Fragen, die in mir unbeantwortet geblieben waren aus dem Erleben im Umgang mit Sterbenden während meiner zwölfjährigen seelsorglichen Tätigkeit. Seit Mitte der siebziger Jahre habe ich diesen filmischen Bericht gerne benützt, um die Fragestellung in Seminaren mit Mitarbeitern der Krankenhäuser einzubringen. Er hat an der Katholischen Akademie Stuttgart-Hohenheim regelmäßig engagierte Gespräche zur Situation schwerstkranker Menschen in unseren Kliniken provoziert. Besonders unter den Schwestern und Pflegern stieß die Hospiz-Arbeit auf Sympathie.

1979 habe ich mehr zufällig von einer Anfrage des Bundesministeriums für Jugend, Familie und Gesundheit gehört. Es sollte in Erfahrung gebracht werden, wie eine Reihe von Organisationen dächte, wenn man in Deutschland Sterbekliniken nach englischem Muster bauen würde. Dies war für mich der Anstoß zu einer viel beachteten Akademie-Tagung mit dem Thema „Sterbekliniken in Deutschland?“. Ausgelöst hatte die Anfrage des Ministeriums der Antrag einer Wohlfahrtsorganisation, den Bau einer Sterbeklinik finanziell zu unterstützen. Deshalb erschien die Ansicht von Kirchen, Wohlfahrtsverbänden, Krankenhausgesellschaften, Ärztenverbänden, Gewerkschaften und fachkundigen Einzelpersonlichkeiten von Bedeutung, ehe man ein solches Projekt entscheiden wollte.

Auf der genannten Tagung stellte ein Vertreter des Ministeriums das Ergebnis der Befragung vor: Von 25 Äußerungen insgesamt befürworteten nur

zwei die Einrichtung von Sterbekliniken; 92% der Befragten sprachen sich dagegen aus und lehnten auch die Förderung eines Modellversuchs ab. In den Stellungnahmen wurde keine Auseinandersetzung mit ausländischen Einrichtungen der Terminal Care, beispielsweise des englischen Hospizes geleistet.

Der Referent des Ministeriums: „Es wird gefordert, Sterben nicht zu isolieren, sondern als Teil des Lebens anzusehen und in den gewohnten sozialen Bezügen zu belassen. Die Antwort der Befragten ist ein Plädoyer für die Verbesserung der Möglichkeiten, in der Familie Abschied vom Leben zu nehmen, für eine Verbesserung organisatorischer Maßnahmen, vor allem im Krankenhausbereich, und der Aus- und Fortbildung von Ärzten und Pflegepersonal. Ihr deutliches Nein zur Sterbeklinik hatte die Konsequenz, daß von einer Förderung des Modellversuches Abstand genommen wurde.“ So Heinz Lothar Jelen am 31. März 1979 in Stuttgart.

In der Diskussion über diese Tagung wurden dann gleich Optionen formuliert: Ergänzung der Ausbildung von Ärzten und Pflegepersonal, stärkere Einbeziehung und Begleitung der Angehörigen, das Sterben zuhause ermöglichen, die ambulante Krankenpflege ausbauen, die Zusammenarbeit der Dienste fördern. Nicht wo ein Mensch stirbt, ist von entscheidender Bedeutung, sondern wie er stirbt. Dies war 1979 das Ergebnis der Diskussion in Stuttgart, das bei den Tagungsgästen eine hohe Plausibilität verbuchen konnte. Bei mir dagegen blieb ein Unbehagen zurück; die Frage „Sterbekliniken in Deutschland?“ war noch nicht beantwortet.

8. Falsche Übersetzung bedingt Vorurteile

Das Wort Sterbeklinik ist übrigens ein völlig falscher Begriff. Nur war uns diese Tatsache damals nicht bewußt. Wenn ich richtig informiert bin, hat Reinhold Iblacker später geäußert, seine Übersetzung von Hospice mit Sterbeklinik im Untertitel seines Dokumentarfilms über St. Christopher's habe der Hospiz-Bewegung in Deutschland zwanzig Jahre Zeit gekostet. Diese mißverständliche Übersetzung wurde von vielen, die sich in der Sache engagieren wollten, zunächst einfach übernommen: mit fatalen Folgen. Da ist dann schnell die

Rede von „Einweisungsschock“, von „Sterbeghetto“, von „Abschieben“, von „Verdrängung des Todes“ und „Kommerzialisierung des Sterbens“. Die Vorstellungen vieler Menschen, auch von Fachleuten, die sie mit dem falschen Begriff „Sterbeklinik“ verbinden, weichen deutlich ab von der Wirklichkeit eines Hospizes nach dem Vorbild von St. Christopher's oder St. Joseph's Hospice in London. Die Erfahrungen dort sind ganz anders.

In verschiedenen Tagungen und Seminaren zur Thematik „Vom Umgang mit Schwerkranken und Sterbenden“ konnte ich die Erfahrungen von Menschen einbeziehen, die eine gewisse zeitlang in einem englischen Hospice mitgearbeitet haben. Schließlich habe ich im Oktober 1983 Dr. Richard Lamerton, einen Pionier der Hospizbewegung in England, dafür gewonnen, daß er, der seit Jahren das St. Joseph's Hospice in London-Hackney leitet, seine Erfahrungen und Vorstellungen in zwei großen Tagungen mit annähernd fünfhundert Teilnehmern vortrug und mit hiesigen Fachleuten diskutierte. Unter den Teilnehmern waren auch Gäste aus anderen Bundesländern. Durch Vermittlung einer bundesweiten Arbeitsgruppe der Arbeitsgemeinschaft Katholischer Sozialer Bildungshäuser, in der ich seit Ende der siebziger Jahre mitarbeite, konnte Dr. Lamerton auch an anderen Orten über die Hospizbewegung referieren. Aus dieser Tagungsarbeit heraus sind an verschiedenen Orten der Bundesrepublik Initiativen entstanden, die sich in der Hospiz-Frage engagieren.

9. Die Hospiz-Bewegung in Deutschland

Inzwischen hat die Hospiz-Bewegung in der Bundesrepublik Fuß fassen können. In den achtziger Jahren haben vor allem kirchliche und private Initiativen die Anliegen sterbender Menschen und ihrer Angehörigen aufgegriffen und sich dabei am Vorbild der Hospiz-Bewegung in England und den USA orientiert.

Köln

Es gibt die 1983 gegründete Station für Palliative Therapie an der Chirurgischen Universitätsklinik. Auf dieser Fünf-Betten-Station werden Krebskranke

im Endstadium betreut. Die Schwerstkranken sollen so behandelt werden, daß sie ihre letzte Lebenszeit als lebenswert empfinden können. Beim Aufbau dieser Station wurden durch den Klinikpfarrer Zielinski bewußt die Erfahrungen des Londoner St. Christopher's Hospice eingebracht, besonders die Symptomkontrolle und die Schmerzbekämpfung. Die Mitarbeiter kümmern sich zudem um die Angehörigen. Viel Zeit investieren sie auch in die Fortbildung zu den Fragen einer ganzheitlichen Pflege und Begleitung.

Aachen

Das Hospiz auf der Hörn, von den Brüdern im Oratorium des Hl. Philipp Neri 1986 gegründet, steht in direktem Bezug zu St. Christopher's und St. Joseph's. Der Oratorianer Paul Türks studierte die Hospizarbeit in London vor Ort. Das Aachener Hospiz hat Platz für fünfzig Terminal Kranke. Die Patienten leben in heller, freundlicher, ansprechender Umgebung. Die Raumgestaltung schafft so etwas wie ein eigenes Zuhause. Das Hospiz ist an das bestehende Altenheim angeschlossen, dessen Einrichtungen von den Hospiz-Patienten bei Bedarf genutzt werden. Die einweisenden Hausärzte sorgen weiterhin für die medizinische Versorgung, Spezialisten für Schmerztherapie werden hinzugezogen. Es werden Gottesdienste angeboten, denn die Seelsorge ist ein wichtiger Aspekt. Die Geistlichen der verschiedenen Konfessionen besuchen ihre Kranken. Das neue Hospiz findet überzeugenden Anklang. Seit einigen Monaten nach dessen Eröffnung ist das Hospiz voll belegt.

Recklinghausen

Auch das Hospiz zum Hl. Franziskus hat seinen Ursprung in christlicher Überzeugung. Ein Pfarrer, eine Ordensschwester und ein Verwaltungsfachmann, alle drei im Elisabethen-Krankenhaus engagiert, begannen 1986, neue Wege im Umgang mit Sterbenden zu finden. Die hohen Investitionen in einen Neubau der Gynäkologie und Geburtshilfe und dessen Ausstattung, die ganz auf die Bedürfnisse der Mütter zugeschnitten war, ließen im Hinblick auf das ganze Krankenhaus die Defizite im Umgang mit Sterbenden um so deutlicher werden. Aus der

Überlegung heraus: Was können wir tun, um die Situation der Sterbenden zu verbessern? kam es dann zur Gründung des „Hospiz zum Hl. Franziskus e. V.“

Für die Initiatoren sind Krankenhaus und Hospiz kein Gegensatz. Das Hospiz ist auch nicht als Alternative zur häuslichen Pflege gedacht, sondern auch hier eher als eine Ergänzung in Situationen, in denen die Familie mit der Pflege eines todkranken Angehörigen überfordert ist. „Für uns war dabei auch feststellbar, daß sich persönliche Beziehungen zwischen Mitarbeitern des Hospizes und den betreuenden Personen des Hospizpatienten aufbauen und schon nach wenigen Tagen eine gewisse Normalität entstand. Das Hospiz zum Hl. Franziskus ist vielleicht vergleichbar mit einer kleinen Pension, in der man sich schnell — trotz der besonderen Problematik der Patienten — wohlfühlen kann. Interessant sind dabei natürlich auch die Beobachtungen, daß Angehörige und Freunde von Hospizpatienten sich nicht allein um die eigenen Angehörigen oder Freunde kümmern, sondern auch schnell Kontakte zu anderen Hospizpatienten knüpfen. Man hilft und unterstützt sich gegenseitig und gewinnt auch für sich selbst neue Erkenntnisse im Zusammenhang mit Pflegebedürftigen.“ So Norbert Homann, Mitinitiator dieses Hospizes.

Stuttgart

In Stuttgart gibt es seit 1967 eine „Arbeitsgemeinschaft Hospiz“. Sie wird getragen von der Ev. Gesamtkirchengemeinde Stuttgart-Mitte, von der Ev. Diakonie Stuttgart und von der Ev. Gesellschaft. Initiator der Hospizarbeit in Stuttgart ist die Psychologin Dr. Daniela Tausch. Aus Gesprächen mit ihr weiß ich, wie sehr familiäre Erfahrungen ihre Motivation und ihr Engagement für die Hospizarbeit bestimmt haben.

Von Anfang an war sich die Stuttgarter Initiativegruppe darüber klar, daß die Familie mit der schwierigen Aufgabe der Sterbebegleitung weithin überfordert ist. Durch ihre Mitarbeit in der Hospizpflege in England und in Kanada weiß Frau Tausch, daß Angehörige sich eher trauen, den Sterbenden zuhause zu pflegen, wenn sie bei dieser Aufgabe unterstützt werden. Deshalb bemüht sich die Stuttgarter

Initiative um den Aufbau eines Helferkreises. Es werden freiwillige Mitarbeiter geschult und auf ihren Dienst bei den betroffenen Familien vorbereitet. Inzwischen gibt es dreißig freiwillige Mitarbeiter und eine Dienststelle, die werktäglich zwischen 9 und 11 Uhr besetzt ist. Etwa vierzig Familien begleitet der Hospizdienst im Jahr. Die durchschnittliche Dauer liegt bei zwei Monaten. Derzeit bemüht sich die Arbeitsgemeinschaft um die Einrichtung eines stationären Hospizes. Die Weichen dazu sind gestellt. Eine kleine stationäre Einrichtung wäre auch in der Lage, einen Sterbenden aufzunehmen, der keine Angehörigen hat.

München

Im Jahr 1985 kam es in München zur Gründung des überregionalen „St. Christophorus Hospiz-Verein“ mit dem Ziel, die Errichtung und den Betrieb von Hospizen in der Bundesrepublik zu fördern. In Kooperation von Innerer Mission und Caritasverband will der Verein in München ein ambulantes Hospiz aufbauen. Inzwischen haben bereits fünfzig ehrenamtliche Helfer mit der Arbeit begonnen. Anfang dieses Jahres las ich in der Presse von der Gründung eines Johannes-Hospizes in München. Dieses Haus für Sterbende wollen die Barmherzigen Brüder einrichten und mit zehn Betten ausstatten.

Halle

Seit 1985 gibt es in Halle die Initiative „Hospiz-Hausbetreuung am St. Elisabeth-Krankenhaus e. V.“ Zwei Ärzte und zwei Krankenschwestern haben die Hospizbewegung dort ins Leben gerufen. Über die Jahre sind Helfer aus verschiedenen Berufsgruppen dazugekommen, so daß jetzt ein festes Hospiz-Team besteht, in dem auch zwei Seelsorger engagiert sind. Die Helferinnen arbeiten ehrenamtlich. Betreut werden Betroffene zu Hause und in Krankenhäusern.

„Im Laufe der letzten Jahre hat die Haller Hospiz-Gruppe über hundert Sterbende begleitet. Die Arbeit ist nur in Kooperation mit dem St. Elisabeth-Krankenhaus möglich, denn in dessen Räumen haben wir ein kleines Büro und einen Tagungs- und Gesprächsraum. Hier besteht auch das Angebot einer 'Zeit-Oase' dreimal zwei Stunden wöchent-

lich. In dieser Zeit ist immer ein Ansprechpartner für Ratsuchende da. Zu DDR-Zeiten konnte die Gruppe nur im Schutz des St. Elisabeth-Krankenhauses und der Kirchen arbeiten. Am 23. Juni 1991 wurde der Verein 'Hospiz-Hausbetreuung am St. Elisabeth-Krankenhaus e.V.' gegründet.“ So Christa Syska vom Hausbetreuungsteam.

10. Neue Initiativen

Die Ansätze zur Hospiz-Arbeit in Deutschland mehren sich. Es gibt Anzeichen dafür, daß der Bewegung auch bei uns der Durchbruch gelingt, wenngleich das Engagement noch immer von wenigen Ärzten, Schwestern, Seelsorgern und Hinterbliebenen getragen wird. Es bestehen einzelne stationäre Einrichtungen, andere sind geplant. Die Konzeption mag jeweils unterschiedlich sein. Tendenziell greift die Hospiz-Bewegung in der Bundesrepublik insgesamt auf die englische Hospiz-Erfahrung zurück. Ermutigend ist die Zahl der Initiativen, die Hilfen im häuslichen Bereich anbieten.

Lohmar

Im Jahr 1990 wurde das Elisabeth-Hospiz in Lohmar eröffnet, nachdem eine Arbeitsgruppe sich bereits einige Jahre lang um die Begleitung von Schwerkranken und Sterbenden bemüht hatte. Ein Freundeskreis mit fast dreihundert Mitgliedern engagiert sich für die notwendigen finanziellen Mittel, so daß der stationäre Dienst Mitte 1991 seine Arbeit beginnen konnte und jetzt jeweils fünf sterbenden Menschen ein familiäres Zuhause geben kann. Sie erfahren dort optimale Pflege und menschliche Begleitung durch geschulte und erfahrene ehrenamtliche Helfer. Der Hausbetreuungsdienst ist in das Hospizkonzept integriert.

Friedrichshafen

Auf Initiative des katholischen Krankenhaus-seelsorgers wurde 1991 die „Hospizbewegung St. Joseph Friedrichshafen“ gegründet. Arbeitsfelder sind die Sterbebegleitung im Krankenhaus, im Altenheim und zuhause, wie auch die Begleitung der Hinterbliebenen. Längerfristig denkt die Bewegung an die Einrichtung eines stationären Hospizes.

Bingen

Stark engagiert in allen diesen Fragen ist die „Internationale Gesellschaft für Sterbebegleitung und Lebensbeistand e.V.“ in Bingen, gegründet 1986 in Limburg. Initiator war der Internist Dr. Paul Becker, der in St. Christopher's Hospice eigene Erfahrungen sammelte. Nachdem Becker in vielen Vorträgen und Publikationen seine Vorstellungen dargelegt hatte, schlug er die Gründung einer internationalen Gesellschaft vor, damit die verschiedenen Initiativen eine größere Wirksamkeit erreichten. Bewußt versteht sich die „Internationale Gesellschaft“ als Gegenbewegung zur „Deutschen Gesellschaft für humanes Sterben“ in Augsburg, die unter bestimmten Bedingungen aktive Sterbehilfe propagiert.

Hannover

Hinweisen möchte ich noch auf die Arbeitsgruppe „Zu Hause sterben“ in Hannover unter der Federführung von Prof. Dr. Johann Christoph Student. Die Publikationen dieser Gruppe haben eine starke Resonanz gefunden und haben vielen Gruppen in unserem Lande Mut gemacht, sich in diesem Feld zu engagieren. Zu nennen wäre auch die „Deutsche Hospizhilfe“, ein 1988 gegründeter gemeinnütziger Verein, der durch gezielte Öffentlichkeitsarbeit und Spendensammlungen der Hospizbewegung den Weg ebnen will.

11. Nicht Alternative, sondern Ergänzung

Vergessen wir ein für allemal die Bezeichnung „Sterbeklinik“ als deutsche Übersetzung für das englische „Hospice“! Seit den achtziger Jahren hat sich auch bei uns die Bezeichnung Hospiz durchgesetzt. Hospize sind Einrichtungen, in denen es nicht vorrangig um das Sterben geht, sondern um das Leben: um ein menschenwürdiges Leben in der letzten Phase vor dem Tod.

Es gibt viele Menschen, die auf eine Einrichtung wie das Hospiz angewiesen sind. Wenn der Kranke nicht geheilt werden kann und die ihm verbleibende Zeit begrenzt ist, kommt alles darauf an, daß er vor seinem physischen Tod nicht auch den sozialen Tod erleidet. Die Klinik ist letztlich nicht der richtige

Platz für einen Menschen in der letzten Phase seines Lebens; sein Platz wäre eigentlich zuhause. Wenn er aber kein Zuhause mehr hat? Oder keine Angehörigen, die sich um ihn kümmern? Dann kann ein Hospiz die rettende Herberge sein, die dem Sterbenden ein Zuhause schenkt.

Die Hospize — bis heute sind es in der Bundesrepublik noch nicht einmal zehn — beschränken sich nicht auf die stationäre Versorgung der Kranken, sondern unterhalten zugleich einen ambulanten Dienst allein schon, um Patienten die Chance zu geben, zwischendurch eine zeitlang daheim sein zu können, wenn die Bedingungen es zulassen. Die Hospizarbeit in Deutschland ist auf einem guten Weg. Sie hilft, die Isolation sterbender Menschen zu durchbrechen. Eine ausgezeichnete Schmerztherapie, die umfassende Pflege und Betreuung der Kranken und die intensive Zusammenarbeit mit den Angehörigen garantieren Lebensqualität auch in der letzten Phase des Daseins und schließlich ein würdiges Sterben.

12. Was wir brauchen

Die Prinzipien einer Hospizbewegung, wie Johann Christoph Student von der Evangelischen Fachhochschule in Hannover sie benannt hat, werden zunehmend von den Initiativen in unserem Land aufgenommen: Der Patient und seine Angehörigen sind gemeinsam Adressaten des Hospizdienstes.

Ein Team von Helfern garantiert eine umfassende Begleitung, die den medizinischen, psychosozialen und pastoralen Bedürfnissen gerecht wird.

Der Hospiz-Dienst hat immer Bereitschaft, ist rund um die Uhr erreichbar und verfügbar, sobald er gebraucht wird.

Gründliche Kenntnisse in der Symptom-Kontrolle und in der Schmerzbekämpfung sind unabdingbar; die Erfahrungen der englischen Hospice-Bewegung sind hier dienlich. Freiwillige Helfer sind integraler Bestandteil des Dienstes. Sie tragen dazu bei, Sterben und Tod wieder in unser Leben zu integrieren.

Die Hinterbliebenen werden durch Hausbesuche, Gesprächskreis und Selbsthilfegruppen betreut.

Die Kooperation mit den bestehenden Diensten garantiert bruchlose Übergänge zwischen Krankenhaus, Hospiz und Zuhause und schafft insgesamt den Raum für eine gute Sterbebegleitung.

Eine Hospiz-Station gibt der häuslichen Pflege gleichsam stationäre Rückendeckung.

Die medizinisch-ärztliche Leitung sichert dem Hospizdienst einen Platz im Zentrum des Gesundheitswesens. Student sieht hier durchaus, daß dieser Punkt in der Praxis umstritten ist; auch mit nicht-ärztlicher Leitung gibt es gute Erfahrungen.

Brauchen wir Hospize? Zunächst muß man wissen: So ist die Frage falsch gestellt. Es soll nicht gefragt werden, was „wir“ brauchen, sondern was Sterbende brauchen. Alle gemachten Erfahrungen sprechen für die Notwendigkeit des Hospizes. Der Hospiz-Dienst ermöglicht „ein menschenwürdiges, erfülltes Leben bis zum Tod für den Sterbenden und ein gesundes Über-Leben für die Angehörigen. Hospize erweisen sich als ein Bollwerk gegen viele Formen aktiven Tötens. Die Hospizbewegung gehört zu jenen Kräften in unserer Welt, die etwas bewegen. Indem sie das Sterben aus der ängstigenden Tabuisierung befreien und es wieder zu einem Teil des Lebens werden lassen, erschließen sie vielen Menschen die Chance, sich für einen Bereich unseres Lebens zu öffnen, der ihm Sinn gibt über unsere materielle Existenz hinaus.“ So Prof. Student.

Wenn Ende der siebziger Jahre die Kirchenleitung auf Anfrage von politischer Seite zur Errichtung einer „Sterbeklinik“ noch keinen Bedarf für Hospize gesehen hat, so erkennen die deutschen Bischöfe in ihrem Schreiben „Schwerstkranken und Sterbenden beistehen“ vom 20. Februar 1991, daß die Hospizbewegung in Deutschland „eine Hilfe in vielfältiger Gestalt ist“. Sie würdigen jetzt die verschiedenen Formen der Hospizarbeit, die in Krisensituationen des Lebens zu vertiefter „Menschwerdung“ führen kann. Es bleibt zu wünschen, daß diesen Worten auch Taten folgen. Die Bewegung von unten verdient die Unterstützung von oben.

Paul Dingwerth ist Referent für Gesellschaft und Politik bei der Akademie der Diözese Rottenburg-Stuttgart. Seine Anschrift: Im Schellenkönig 61, 7000 Stuttgart 1.

Selbsttötung in der Bibel

Für eine Ethik der Liebe zu den Leidenden

Nahe ist der Herr den zerbrochenen Herzen.

Ps 34, 19a

Seid barmherzig, wie es auch euer Vater ist!

Lk 6,36

I Fragestellung

Eine chimärische Szene wie aus einem Höllenbild von Hieronymus Bosch oder Pieter Brueghel, wie aus einem frühen Film von Ingmar Bergman: Der Tod tritt auf, eine Greisin, erdgrau, mit gelöstem Leichentuch und grableuchtenden Augenhöhlen. Es ist der Geist der Zerstörung, der in Flauberts Roman *Die Versuchung des heiligen Antonius* den verzweifelten Einsiedler heimsucht, zwischen Wollust und Verwesung furchtsam und fiebrig umhertreibt und ihm verführerisch einflüstert, Hand an sich zu legen: „Auch König Saul hat sich getötet! Der Gerechte Razias hat sich getötet! (...) Wovor hast du Angst?“¹

Was in der literarischen Phantasmagorie beispielhaft, gar vorbildhaft, genannt ist, wird in der Bibeltheologie oft stillschweigend verkannt: das Phänomen der Selbsttötung in der Heiligen Schrift.

So manches Bibel-Lexikon konsultiert man beim Stichwort „Selbstmord“ und seinen Synonymen vergebens. Einige Exegeten weisen die Selbsttötung im biblischen Bereich als „unmögliche Möglichkeit“, als unbekannt oder „so gut wie unbekannt“ zurück; nur wenige Verfasser behandeln die Thematik angemessen.² Insgesamt fällt die Kommentarlosigkeit bzw. Kommentarknappheit ansonsten redseliger Bibelkommentare auf und mag bei einem Tabu-Thema wie dem Tod durch eigene Hand durchaus verdächtig wirken. Wenn auch der Begriff der Selbsttötung in der biblischen Epoche noch nicht vorhanden war, dann doch der dahinterstehende Inhalt: die Selbsttötung als ein Zeiten und Kulturen transzendierendes Phänomen, als „eine extreme Variante möglichen menschlichen Verhaltens“³. Lauscht man einmal das biblische Reden und Nicht-Reden zur Suizidproblematik hellhörig ab, so weicht schon bald die Fehlanzeige einem Fundus von Aussagen. Zehn Fälle von Suizidhandlungen in der Bibel, neun alttestamentliche Beispiele, dazu eine neutestamentliche Ergänzung, zehn — teils strittige

bis bestreitbare — Fälle verdienen hier Beachtung. Zugestandenermaßen gibt es auch nach dieser Zählung immer ungleich weniger Selbstgetötete in der Heiligen Schrift als Ermordete und im Krieg Getötete. Aber die Fragestellung bedarf keiner quantitativen Legitimation. Liest man die so sachlich schlichten wie straffen biblischen Berichte über Suizidfälle und suizidale Fälle im Zusammenhang mit anderen biblischen Aussagen zur Thematik, die eine lebensphilosophische und theologisch-anthropologische ist, gelingt es, eine biblische Haltung zur Suizidfrage auszuloten, die Wertungsrelevanz für die moraltheologische Suiziddiskussion hat und haben muß.

II Fallstudien

Abimelech (Richter 9,50 ff):

Der Bericht über Abimelechs Sterben und Tod bewegt sich im fließenden Grenzbereich von Tötung, Beihilfe zur Selbsttötung und Euthanasie und verdeutlicht die grundsätzliche Problematik jeder Suiziddiskussion: die Schwierigkeit der Fall-differenzierung und -typisierung, vor allem mit dem Anspruch einer allgemein-verbindlichen Klassifizierung.

Abimelechs Königsherrschaft über Sichem, gründend auf seinem vielfachen Brudermord, fand mit der Einnahme von Tebez ein Ende. Bei der Eroberung der Stadtfestung verletzt ihn eine Frau mit einem Mühlstein am Kopf. Ri 9,54: „Da rief er seinen Waffenträger und sagte zu ihm: Schnell, zieh dein Schwert, und töte mich! Man soll nicht von mir sagen: Eine Frau hat ihn umgebracht. Der junge Mann durchbohrte ihn, und er starb.“ Am treffendsten wird der Königsbefehl zum Todesstoß von Martin Buber übersetzt: „und töte mich vollends“⁴. Abimelech unterwirft sich zwar dem Tod, aber nicht einem durch Frauenhand verursachten Tod. Das situationsbestimmende Motiv ist unter mehrfachem Aspekt die Ehre. In Altisrael galt der Tod durch die Hand einer Frau als unehrenhaft (Ri 4,21 ff, 5,26.31; Jdt 16,5 f). Die Ermordung eines Volksrepräsentanten durch Frauenhand war zugleich die Demütigung des ganzen Kollektivs. Zudem erwartete einen im Krieg schwer, aber nicht tödlich verletzten König

eine grausame und schimpfliche Behandlung durch den Feind (Ri 16,21; Jer 39,6 ff; 52,9-11). Abimelechs Todesfall weist drei Aspekte auf: Da ist der Mordanschlag auf Abimelech, der Sterbewunsch des Moribunden und die Sterbehilfe des Dieners. Der suizidale Aspekt seines Sterbens, sein im Königsbefehl selbst verfügbarer Tod, wird im Alten Testament nicht kommentiert. Als schändliches und verdientes Ende gilt allein die Ermordung des Bruder-mörders (Ri 9,5.18.24.56), der von einer Frau tödlich verwundet wurde (Ri 9,53; 2 Sam 11,21).

Simson (Richter 16,28 ff):

Simson, durch Delila überlistet, seiner Kraft beraubt, von den Philistern geblendet und gefangen-genommen, rächt sich aus verletztem Ehrgefühl, als er bei einem Fest die Philister-Fürsten mit Späßen unterhalten soll. Er bittet Gott um die Kraft für seine letzte Tat, umfaßt die beiden Mittelsäulen des Hauses, so daß das ganze Gebäude über Simson und den Philistern zusammenstürzt. Ri 16,30: „So war die Zahl derer, die er bei seinem Tod tötete, größer als die, die er während seines Lebens getötet hatte.“ Simsons letzte Worte: „So mag ich denn zusammen mit den Philistern sterben“ (V. 30), erklären Simsons Tat als Selbstvernichtung und Vernichtung der Feinde.

Die Simson-Gestalt findet in der Bibel eine insgesamt positive Beurteilung. Die moralische Kritik späterer Kommentatoren bezieht sich auf Simsons sexuelle Ausschweifungen und deutet vereinzelt aus dieser Sicht Simsons Tod als gerechtes Ende. Die positive Erwähnung Simsons im Neuen Testament (Hebr 11,32; Mt 2,23), die Feststellung seiner langen Richterzeit (Ri 15,20; 16,31) und die Schilderung einer ehrenvollen Bestattung im Grab des Vaters (Ri 16,31)⁵ beweisen den biblischen Respekt vor Simsons tödlicher Tat, ohne ihren suizidalen Aspekt abwertend auszugrenzen.

Saul und sein Waffenträger (1 Samuel 31,4 ff):

Nach 1 Sam 31,3,4 stürzt sich der bei der Schlacht von Gilboa verwundete Saul selbst in sein Schwert, weil sein Waffenträger sich scheut, den von Gott gesalbten König zu töten. Als treuer Gefolgsmann suizidiert er sich jedoch auf die gleiche Art wie sein

König und begleitet ihn in den Tod (Vv. 5,6). Auch die Darstellung von Sauls Tod nach 2 Sam 1,5 ff, von Saul gewollt und einem Fremden vollstreckt, ändert nichts an Sauls Entschlossenheit zu sterben. Der dort geschilderte Schwächeanfall Sauls wirkt vielmehr wie eine Steigerung seiner Kraftlosigkeit und Verstörtheit, wie schon in 1 Sam 28,20,21 angedeutet (Saul bei der Totenbeschwörerin von Endor). In der Exegese wird Sauls sogenannter Schlachtentod zumeist mit der konkreten militärstrategischen Situation der Gilboa-Schlacht begründet.⁶ Die kriegerische Aussichts- und Ausweglosigkeit, die von manchen Interpreten vermutete Deckungslosigkeit Sauls oder auch seine Furcht vor den militärisch überlegenen Feinden haben jedoch als Erklärungsversuche für Sauls Selbsttötung nur begrenzten Wert; sie bestimmen nur den situativen Kontext des Suizids als Abschlußhandlung einer suizidalen Entwicklung.

Die Deutung von Sauls Feldherrntod muß über die Analyse des letzten tödlichen Augenblicks hinaus die Entstehung von Sauls Lebensmüdigkeit miteinbeziehen. Die Selbsttötung wird zum Schlußakkord seiner Schwermut. Mit einem Wort Montaignes: „Der letzte Schritt macht nicht die Müdigkeit: er tut sie nur kund.“⁷

Saul ist eine Gestalt von tiefer Traurigkeit und Tragik. Seine Erwählung zum König, gegen die sich Saul anfangs angst- und ahnungsvoll sträubt (1 Sam 9,21), wird ihm zum Verhängnis. Saul ist in seinem labilen, zwischen Extremen schwankenden Wesen nicht dem göttlichen Doppelausspruch gewachsen, gleichzeitig König und Prophet zu sein. Aus Furcht vor dem Volke begeht Saul ein kultisches Vergehen und verfällt in dem Von-Gott-verworfen-Sein, in der Gottverlassenheit der Melancholie (1 Sam 16,14). Der „böse Geist“, im hebräischen Wortlaut *rūaḥ rā'ā*, wurde im antiken Judentum zum terminus technicus für Melancholie.⁸ Auch der vor dem traurigen Saul musizierende David (1 Sam 16,14-23), der Auftakt für die noch immer aktuelle Diskussion über die Wirkung der Melotherapie, der Musiktherapie auf die Melancholie, bringt dem Betrüben nur vorübergehende Ablenkung und Aufheiterung.⁹

Das Harfenspiel des anmutigen Knaben vor dem finsternen König wurde von Rilke besungen und in

der Malerei bewegend verewigt: Saul, ein gramgebeugter Schmerzensmann in den Bildern Rembrandts, im Kupferstich des Lucas von Leyden, in Holzschnitten und Reliefs der Renaissance. Als der niederländische Maler Hugo van der Goes, der auf der Höhe seines Ruhms in ein Kloster eintrat, 1480/81 von einer Geisteskrankheit befallen wurde, erkannte der Prior des Klosters in den Symptomen dieselbe Krankheit, von der König Saul einst heimgesucht wurde, und verordnete Bruder Hugo maßvolle Musik und ergötzliche Vorführungen. Emile Wauters malte 1872 die Szene, in der der depressive Hugo van der Goes durch den Gesang von Chorknaben geheilt werden sollte. Auf dieses Bild bezog sich Vincent van Gogh in einem Brief an seinen Bruder Theo, als er seinen — letztlich tödlichen — psychischen Verfall zu begreifen beginnt. Der schwermütige erste König Israels, im Schatten von Gottes Günstling David, ist eine Gestalt von einsamer Einzigartigkeit und tragischer Faszinationskraft, die immer wieder Künstler und Wissenschaftler in ihren Bann zog.¹⁰

Sauls Traurigkeit führte zum Tode, zur Selbsttötung in der konkreten militärisch ausgewogenen Situation von Gilboa. Er legte Hand an sich in einer letzten Einsamkeit, die nur noch durch die Not vermehrt wurde, seine Söhne in der Schlacht sterben zu sehen (1 Sam 31, 1.2).

1 Sam 31,8 ff beschreibt die Schändung von Sauls Leichnam durch die feindlichen Philister. Als Symbol des Triumphes schlugen sie ihm den Kopf ab und pflöckten seinen Rumpf an die Mauer von Beth Schean.

Diese Erniedrigung des toten Sauls durch Feindeshand wird jedoch durch den Treuebeweis seines Volkes überwunden, das seinem schuldigen, doch unglücklichen König die letzte Ehre erweist, indem es seine Leichentelle verbrennt und seine Gebeine bestattet (1 Sam 31,11-13). Im ersten Samuelbuch wird Sauls Selbsttötung ohne jedes Verwerfungsurteil, vielmehr mit einer Sensibilität für Sauls tödliche Tragik dargestellt.

Eine spätere jüdische Legende aus den Pirke d'Rabbi Elieser (Venedig 1544) steigert noch die würdige und liebevolle Aufnahme des tragischen Regenten: Zu Davids Zeiten wird das Volk Israel drei

Jahre nacheinander von einer Dürre- und Hungerkatastrophe geplagt und weiß Gott durch keine Wallfahrt zu versöhnen, bis der Herr David zu erkennen gibt: Es ist um Sauls willen. Erst als die unverwesten Gebeine Sauls und seines Sohnes Jonathan, öffentlich durch das ganze Reich Israel getragen, damit das ganze Volk ihm Ehrfurcht zolle, im väterlichen Grabe beigesetzt sind, erbarmt sich Gott seines Volkes.¹¹

Ahitofel (2 Samuel 17,23):

Ahitofel legt Hand an sich, als Abschalom in der Verschwörung gegen David seinen Rat verwirft und Huschais Rat befolgt, der zu Abschaloms Scheitern und Davids Sieg führt. 2 Sam 17,23: „Als Ahitofel sah, daß sein Rat nicht ausgeführt wurde, sattelte er seinen Esel, brach auf und kehrte in seine Heimatstadt zurück. Dann bestellte er sein Haus und erhängte sich. So starb er, und man begrub ihn im Grab seines Vaters.“ Das zweite Samuelbuch enthält kein Verdikt über Ahitofels Person und Selbsttötung, die er in nüchterner Gefäßtheit und realistischer Einschätzung seiner politischen Situation vollzieht. Aus der Erwähnung der würdevollen Beisetzung im väterlichen Grab spricht Ehrerbietung für den Toten.

Simri (1 Könige 16,18 ff):

Simris siebentägige Königsherrschaft über Israel beginnt mit seinem Mord an König Ela, dessen Verwandten und Freunden (1 Kön 16,8 ff) und endet mit seiner Selbstverbrennung (Vers 18). Angesichts des Widerstandes des Volkes gegen seine mörderisch errungene Königsmacht und der Ernennung Omris als Gegenkönig resigniert Simri in sachlich richtiger Erkenntnis der militärischen Kräfteverhältnisse und zieht sich in den Wohnturm seines Palastes zurück. Ob er diesen nun selbst anzündet oder durch einen Bediensteten in Brand setzen läßt, was grammatikalisch nicht eindeutig ist, ändert nichts am suizidalen Charakter von Simris Brandstiftung.

Simris Feuertod wurde allein in seinem lebensgeschichtlichen Zusammenhang abschätzig dargestellt. Als frühzeitiger Tod, als verdienter Niedergang eines Verschwörers und Königsmörders erfährt Simris gewaltsames Lebensende eine moralisch negative Bewertung.

Eleasar (1 Makkabäer 6,43 ff):

Eleasar kämpfte im Heer des Judas Makkabaios gegen König Eupator. Als er einen königlich geschmückten Elefanten wahrnimmt, auf dem er fälschlich Antiochus Eupator vermutet, „opferte er sich, um sein Volk zu retten und sich ewigen Ruhm zu erwerben“. Er durchbohrt das Tier und wird von ihm erdrückt (Vv.44.45.46). Wenngleich Eleasars Kriegstod nur von wenigen Interpreten als Selbsttötung gewertet wird, verrät er doch durchaus eine suizidale Tendenz, wie sie auch die späteren christlichen Urteilsprüche deutlich machen. Eleasars unerschrockener und todesmutiger Kampfeinsatz beweist seine Bereitschaft, sich im Krieg töten zu lassen. Seine Selbstaufopferung als spontane Erfüllung einer soldatischen Pflicht bekundet grundsätzlich einen – von bestimmten Idealen und Motiven getragenen – Sterbewillen. Auf Grund seines fatalen Irrtums bewirkt Eleasars Heldentod nicht die erhoffte nationale Ehrung, doch findet sich andererseits im ersten Makkabäerbuch angesichts seiner verfehlten Strategie auch keine Geringschätzung oder Verurteilung seiner Selbsthingabe.

Ptolemäus Makron (2 Makkabäer 10,12.13):

Das zweite Makkabäerbuch berichtet von dem nicht-jüdischen Suizidanten Ptolemäus Makron. Der Hof intrigiert wegen seiner judenfreundlichen Gesinnung gegen ihn, klagt ihn bei Antiochus Eupator als verräterischen Überläufer an und treibt ihn in eine Enge, die ihm die Selbsttötung als letzten Ausweg erscheinen läßt, sich dem kollektiven Urteilspruch zu entziehen und seine Ehre zu bewahren: „Da er seine ehrenvolle Stellung nicht mehr in Ehren verwalten konnte, machte er seinem Leben durch Gift ein Ende.“ Der Wortlaut des dreizehnten Verses läßt die Sympathie des Redaktors für die Person des Ptolemäus und eine einfühlsame Anerkennung der psychologischen Aporie des Suizidanten erkennen.

Rasi (2 Makkabäer 14,41 ff):

Die beiden letzten Kapitel des zweiten Makkabäerbuches berichten vom Kampf der Makkabäer gegen die Seleukiden. Zur Demonstration seiner judenfeindlichen Haltung forderte der seleukidische

General Nikanor die Festnahme des Rasi, eines angesehenen und beliebten Jerusalemer Volkstreeters. Die Ehre als ein sozialer Wert zeigt sich auch als Motiv für Rasis Selbsttötung, durch die er sich einer Festnahme und unwürdigen Behandlung durch Feindeshand entziehen will. Die Verse 41 bis 46 enthalten im Vergleich mit den vorweg skizzierten Suizidfällen die detaillierteste Schilderung eines Suizidgeschehens in der Bibel: „Schon waren die Gruppen dabei, den Turm zu besetzen; sie versuchten, sich den Eingang durch das Hoftor mit Gewalt zu erzwingen, und riefen nach Feuer, um die Türen in Brand zu setzen. Rasi war von allen Seiten umzingelt. Da stürzte er sich in das Schwert; denn er wollte lieber in Ehren sterben als den Verruchten in die Hände fallen und eine schimpfliche Behandlung erfahren, die seiner edlen Herkunft unwürdig war. In der Hast aber hatte er sich nicht sofort tödlich getroffen; die Männer stürmten bereits durch die Türen herein. Da lief er mutig hinauf auf die Mauer und stürzte sich entschlossen auf die Menge hinab. Weil diese sofort zurückwich, entstand ein freier Raum, und er fiel mitten auf den leeren Platz. Doch er lebte immer noch; in höchster Erregung erhob er sich, während das Blut in Strömen aus seinen schrecklichen Wunden schoß, durchbrach im Laufschrift die Menge und stellte sich auf einen steil abfallenden Felsen. Fast schon verblutet, riß er sich die Eingeweide aus dem Leib, packte sie mit beiden Händen und schleuderte sie auf die Leute hinunter; dabei rief er den Herrn über Leben und Tod an, er möge sie ihm wiedergeben. So starb er.“ Vers 46 enthält einen interessanten Hinweis auf die psychologische Vielschichtigkeit von Suizidhandlungen, auf den ambivalenten Charakter der Selbsttötung: Der Tod braucht nicht ihr vorrangiges und einziges Ziel zu sein.¹² Rasis Verzweiflungstat wird in der Bibel nicht als Flucht oder Feigheit verworfen, sondern mit Mitgefühl und Bewunderung beschrieben.

Judas Iskariot (Matthäus 27,5):

Judas Iskariot ist vielleicht die wirkungsgeschichtlich diskriminierteste Gestalt der Heiligen Schrift. Als Freundesverräter und Messiasmörder diffamiert, wurde Judas zu einer tragischen Ursprungs- und Symbolfigur in der Geschichte der Judenverfolgung,

der Suizidantenverfemung und der Ausgrenzung von Fremden und Andersartigen. Sein Name steht für die blutigsten Verletzungen des biblischen Bilderverbots und Liebesgebots.

Der Tod durch eigene Hand, der Tod am Galgen, fügte sich auf fatale Weise in das Zerrbild des — sich noch in der Reue und im suizidalen Selbstgericht beschuldigenden — „Verräters“. Die Selbstvernichtung wurde als verdientes schändliches Ende ausgelegt. Doch die Karikatur des Judas als Prototypus des listigen Verräters ist im wesentlichen ein Produkt der theologischen Wirkungsgeschichte, eine bittere Schöpfung christlicher Polemik seit der Väterzeit.¹³

Nach Mt 27,5 erhängt sich Judas Iskariot wie Ahitofel¹⁴: „Da warf er die Silberstücke in den Tempel; dann ging er weg und erhängte sich.“ Weder Markus noch Johannes berichten von Judas' Tod, nur Matthäus und Lukas, und allein Matthäus erzählt von Judas' Selbsttötung. Im ersten Kapitel der Apostelgeschichte stirbt Judas ganz anders: „Mit dem Lohn für seine Untat kaufte er sich ein Grundstück. Dann aber stürzte er vornüber zu Boden, sein Leib barst auseinander, und alle Eingeweide fielen heraus“ (Apg 1,18). Bei beiden Berichten (Mt 27,5 und Apg 1,18), die unterschiedliche Todesarten schildern, ist jedoch auffällig, was auch Karl Barth beobachtete: „die merkwürdige Ruhe (. . .), in der das Neue Testament von Judas Ischarioth berichtet . . . Genau genommen wird kein einziger Stein auf Judas geworfen.“ Steine warf man erst später auf den Juden und Suizidanten Judas Iskariot, und zwar auf wahrhaft unchristliche Weise.

III Fazit

Christliche Moralthologie beschäftigt sich mit dem Handeln des Menschen im Lichte der göttlichen Offenbarung. Als wissenschaftliche Disziplin schöpft sie aus der Quelle der Bibel, der Erfahrung und der kirchlichen Tradition. Die christliche Suizidethik berücksichtigte diese drei materialen Grundlagen im Laufe der Geschichte jedoch nicht immer gleichwertig. Die traditionelle Moralthologie — von der Scholastik bis ins 19./20. Jahrhundert hinein — vertrat vor allem philosophisch-theologische

Beweisgründe gegen den *Selbstmord*. Seit Thomas von Aquin herrschen in der christlichen Morallehre drei Nachweise für die sittliche Unerlaubtheit der Selbsterstörung vor: Erstens verstößt die Selbstvernichtung gegen das Gebot der Selbsterhaltung, zweitens gegen die Verpflichtung gegenüber der Gesellschaft, drittens gegen Gottes Hoheitsrechte. Der dritte Einwand, das sogenannte Souveränitätsargument, setzte sich als das stichhaltigste theologische Argument gegen den Selbstmord durch, der damit als Hybris, die Sünde ist, verurteilt wurde.¹⁵ Diese traditionelle philosophisch-theologische Lehre wurde von der medizinisch-ethischen Behandlung des *Suizids* in der modernen theologischen Ethik verdrängt, die unter dem Einfluß der empirischen Wissenschaften, vor allem der Medizin, die Krankheitstheorie verbreitete.¹⁶ Somit bewegt sich die moraltheologische Sicht der Selbsttötung zwischen der traditionellen moralpathologischen Schuldbeschreibung des Selbstmörders (*Selbstmord als Sünde*) und der modernen psychopathologischen Krankenschreibung des Suizidanten (*Suizid als Krankheit*).

Die Heilige Schrift, Richtschnur unseres Glaubens, wurde in der Geschichte der christlichen Suizidlehre eher vernachlässigt. Doch befreit gerade das Wort Gottes von der menschlichen Vermessenheit hartherziger Urteilsprüche und eröffnet ein barmherziges Verstehen des fehlbaren und leidenden Geschöpfes, dem der menschengewordene, gekreuzigte und auferstandene Gottessohn seine solidarische und erlösende Liebe schenkte.

In der Bibel stoßen wir *nicht* auf eine grundsätzliche moralische Verwerfung und Bestrafung des Selbstgetöteten, sondern auf einen stillen, einfühlsamen Respekt vor der Selbsttötung als einem letzten ehrenvollen Ausweg in alternativloser Konfrontation. Die Selbstgetöteten Simon, Ahitofel und Saul werden im Alten Testament moralisch nicht verurteilt, vielmehr durch das würdevolle Begräbnis im Grab des Vaters geehrt. Die Selbsttötung von Sauls Waffenträger, Eleasar, Ptolemäus und Rasi wird mit menschlicher Wärme und Sensibilität für die Tragik dieser Gestalten geschildert. Simri und Abimelech werden nicht als Selbstgetötete, sondern als Mörder (Bruder- bzw. Königsmörder) moralisch

verworfen. In allen Fällen zeigt sich Toleranz gegenüber dem für alle gültigen Suizid-Motiv der Ehre, während die Ursachen¹⁷ der tragisch-tödlichen Entwicklung bisweilen negativ bzw. kritisch beurteilt werden, z. B. Sauls kultischer Ungehorsam, Abimelechs Brudermord oder Simris Königsmord. Grundsätzlich wird aber die Tat der Selbsttötung nicht verurteilt. Der Grund für die Ehrung bzw. nie explizite Nicht-Ehrung eines Selbstgetöteten ist der Handlungsantrieb zur Selbsttötung: das Motiv der Ehre als kollektives Ideal und Grundwert alttestamentlichen Ethos.¹⁸

Daß nun das Alte Testament über die in den einzelnen Fällen bekundete Toleranz und Akzeptanz der suizidalen Notlage hinaus kein ausdrückliches Verbot der Selbsttötung enthält, wurde nicht nur von Karl Barth als „merkwürdige“ und „beschwerliche Tatsache“ empfunden.¹⁹ Jüdische wie christliche Exegese versuchte sich in der Argumentation gegen ein Selbsttötungsrecht auf andere Bibelstellen zurückzuziehen (Gen 9,5,6; Dtn 4,15; 32,39; Mk 12, 27; Röm 14,7-12; 1 Kor 6,19 u. a.). Wenn sich auch biblisch grundsätzlich das Bemühen nachweisen läßt, das Menschenleben zu schützen, und in Gen 9,5,6 und im 5. Gebot des Dekalogs sogar ein Gebot der Lebenserhaltung formuliert wurde, so ist daraus exegetisch noch lange nicht ein Verbot mit Absolutheitsanspruch oder ein generelles Selbsttötungsverbot abzuleiten. Das in beiden Dekalogfassungen identisch überlieferte 5. Gebot weist einen philologisch belegbar eingegrenzten Anwendungsbereich auf. Augustinus verließ die exegetisch gesicherte Basis, als er nicht nur den Nächsten, sondern auch die eigene Person als Objekt des objektlosen Prohibitus behauptete.²⁰

Die Ausführungen über die neutestamentliche Haltung zur Suizidfrage sind noch wortkarger als die Kommentare zu diesem Problemereich in alttestamentlicher Hinsicht. Daß im Neuen Testament nur ein einziger Fall direkter Selbsttötung (Mt 27,5) berichtet wird, kann nicht ohne weiteres als Beweis für ein selteneres Vorkommen des Phänomens in neutestamentlicher Zeit und Umwelt gewertet werden. Denn jede Gegenüberstellung von Altem und Neuem Testament bleibt ein Vergleich von zwei — nicht nur nach Zeitspanne und Textumfang — recht

ungleichen Bezugsgrößen.

Wenn es im Neuen Testament auch nur einen — zumindest nach mathäischer Überlieferung deutlichen — Suizidfall gibt, sind doch im Neuen Testament Ereignisse aufzuspüren, die gewisse Ähnlichkeit mit dem Suizidgeschehen aufweisen, wie der plötzliche Schuldangsttod von Hananias und Saphira in Apg 5,1-11.²¹ Im allgemeinen stimmen die Exegeten darin überein, daß das Neue Testament nicht explizit zur Suizidfrage Stellung nimmt, die Problematik eher implizit mit der Forderung von Schutz und Erhaltung des Lebens tangiert.

Ähnlich wie in der alttestamentlichen Erörterung halten einige Interpreten das Selbsttötungsrecht auch neutestamentlich durch das 5. Gebot bestritten, in der neutestamentlichen Anerkennung der alttestamentlichen Dekalog-Überlieferung, radikalisiert durch die jesuanische Interpretation von Mt 5,21,22.

Grundsätzlich ist Karl Barths Einschätzung zuzustimmen, daß „das Gesamtzeugnis der Bibel, obwohl es eine Mentschentötung, die nicht Mord ist, kennt und nicht ausschließt, jedenfalls faktisch doch ein einziger Ruf zu höchster Wachsamkeit in dieser Richtung ist“, und daß Lk 9,51-56 und Mt 26,52 zwar „nicht exklusive, (. . .) doch unverkennbar retardierende Bedeutung“²² in bezug auf ein Tötenwollen besitzen. Dennoch gilt: Der alt- und neutestamentliche Gott als Anwalt des Lebens wird nicht zum Ankläger der Lebensmüden.²³

Die Heilige Schrift bietet wertvolle Hilfen für eine christlich-humanistische Beurteilung und Behandlung des Suizidgeschehens. Die biblischen Schilderungen von Suizidhandlungen können die Moralthologie lehren, die Selbsttötung als einen existentiellen Grenzfall zu verstehen, der sich jeder ethischen Verallgemeinerung und allen einsträngigen Ableitungen und Bewertungen widersetzt. Eine normative Be- bzw. Verurteilung wird dem komplexen Phänomen keineswegs gerecht. Die Selbsttötung ist weder *generell* als Sünde noch als Krankheit zu interpretieren, sondern als vielschichtige Vollendung eines konkreten Lebens zu respektieren. Der letzte ethische Entscheid über die Tat der Selbstvernichtung bleibt weniger dem Forum der Moral und der Menschen als vielmehr dem Forum Gottes überlassen. Wir sollten uns von verallgemeinernden

Urteilsrastern, von einer vorschnellen moralpathologischen Schuldspiegelung oder globalen psychopathologischen Krankschreibung des Suizidalen und Suizidanten lösen, sollten subtilere und sensiblere Weisen des Suizidverständnisses suchen.²⁴ Allein eine verstehende, nicht verurteilende Suizidethik vermag es, die tragische Tiefe der Selbsttötung zu ermessen und sie als möglichen Abschluß eines gelebten Lebens, als Ende und Vollendung einer

durchlittenen Existenz zu erahnen und zu achten. Gilt es doch, mit Spinozas Worten: *nicht zu spotten, nicht zu klagen, nicht zu verfluchen, sondern zu begreifen.*

Dr. Verena Lenzen ist Lehrbeauftragte im Fach Moralthologie an der Katholisch-Theologischen Fakultät der Universität Bonn. Ihre Anschrift: Nidegener Straße 53, 5190 Stolberg-Schevenhütte.

¹ G. Flaubert, Die Versuchung des heiligen Antonius. Übers. von B. R. Picht, Frankfurt am Main 1979, S. 171, 172.

² Vgl. V. Lenzen, Selbsttötung. Ein philosophisch-theologischer Diskurs mit einer Fallstudie über Cesare Pavese, Düsseldorf 1987, S. 65-107, hier bes. S. 65-68: Dem im Text und den Anmerkungen geführten Nachweis sei ein weiterer Buchtitel hinzugefügt: H. M. Kuitert, Das falsche Urteil über den Suizid. Gibt es eine Pflicht zu leben? Übers. von R. Mierthner, Stuttgart 1986, S. 102-123: „Bibel und Glaube“.

³ A. Holderegger, Suizid und Suizidgefährdung. Humanwissenschaftliche Ergebnisse. Anthropologische Grundlagen, Freiburg i. Br. — Freiburg i. Ue. 1979, S. 15.

⁴ M. Buber, F. Rosenzweig, Bücher der Geschichte, Köln-Olten 1979⁷. Ansonsten werden im vorliegenden Artikel Bibelzitate nach der Einheitsübersetzung wiedergegeben. In meinem Buch „Selbsttötung“ werden Übersetzungsfragen und philologische Probleme ausführlich erörtert.

⁵ Vgl. L. Wächter, Der Tod im Alten Testament, Stuttgart 1967, S. 171 ff.

⁶ Vgl. H. J. Stoebe, Kommentar zum Alten Testament, Bd. 8/1: Das erste Buch Samuels, Gütersloh 1973, S. 525 ff; V. Lenzen, Selbsttötung, S. 79, Anm. 45.

⁷ M. de Montaigne, Essais, Übers. von J. J. Bode, Zürich 1953, S. 141

⁸ Vgl. R. Schaerf, Saul und der Geist Gottes. Ein Beitrag zum Problem der Melancholie, in: Studien zur analytischen Psychologie C. G. Jungs. Festschrift zum 80. Geburtstag von C. G. Jung, hrsg. vom C. G. Jung-Institut, II, Zürich 1955, S. 209-238; P. Volz, Der Geist Gottes und die verwandten Erscheinungen im Alten Testament und im anschließenden Judentum, Tübingen 1910; Ders., Das Dämonische in Jahwe. Vortrag auf dem Alttestamentertag in München, Tübingen 1924.

⁹ Vgl. G. Bandmann, Melancholie als Leiden — Musik als Hilfe, in: Ders., Melancholie und Musik. Ikonographische Studien, Köln-Opladen 1960, S. 11-21; W. F. Kümmel, Melancholie und die Macht der Musik. Die Krankheit König Sauls in der historischen Diskussion, in: Medizinhistorisches Journal 4 (1969), S. 189-209.

¹⁰ Vgl. G. Bandmann, Melancholie als Leiden, Anm. 6; V. Lenzen, Selbsttötung, S. 73 f.

¹¹ Vgl. R. Schaerf, Saul und der Geist Gottes, S. 237 f.

¹² Vgl. E. Stengel, Selbstmord und Selbstmordversuch, Stuttgart 1969, S. 65-74.

¹³ Vgl. B. Schöpf, Das Tötungsrecht bei den frühchristlichen Schriftstellern bis zur Zeit Konstantins, Regensburg 1958, S. 48; V. Lenzen, Selbsttötung, S. 90-93. Ferner zur Auslegungs- und Wirkungsgeschichte folgende Judas-Studien: W. Jens, Der Fall Judas, Stuttgart 1990⁵, H.-J. Klauk, Judas — ein Jünger des Herrn, Quaestiones disputatae Bd. 111, Freiburg i. B. 1987; B. Dieckmann, Judas als Sündenbock. Eine verhängnisvolle Geschichte von Angst und Vergeltung, München 1991. So bemerkenswert und vielfältig diese verschiedenen Judas-Interpretationen auch sind, in allen greift die Deutung der Selbsttötung zu kurz.

¹⁴ Vgl. zur Analogie von Judas und Ahitofel: H. L. Goldschmidt, Heilvoller Verrat. Neue Besinnung auf Judas, in: Der Aufbau 13/14 (1974), S. 1-20, hier S. 14 ff; vgl. ebenso H. L. Goldschmidt, M. Limbeck, Heilvoller Verrat? Judas im Neuen Testament. Stuttgart 1976.

¹⁵ Vgl. Thomas von Aquin, Summa Theologia II-II, q. 64 a. 5, in: Deutsche Thomas-Ausgabe, Bd. 18, II-II, 57-79: Recht und Gerechtigkeit, komm. von A. F. Utz, Heidelberg-München-Graz-Wien-Salzburg 1953, S. 164 ff; zum Souveränitätsargument: V. Lenzen, Selbsttötung, S. 183-190.

¹⁶ Vgl. A. Holderegger, Suizid und Gefährdung.

¹⁷ Die Unterscheidung von „Motiv“ und „Ursache“ wurde eingeführt von R. Gaupp, über den Selbstmord, München 1910².

¹⁸ Vgl. J. Hempel, Das Ethos des Alten Testaments, Berlin 1964, S. 39.

¹⁹ Vgl. K. Barth, Die kirchliche Dogmatik, III/4, Zürich 1951, S. 465.

²⁰ Vgl. Augustinus, Vom Gottesstaat, übers. von W. Thimme, Zürich 1955, S. 77 ff [De civitate Dei I 20].

²¹ Vgl. über Schuldangst und Suizid: V. Lenzen, Selbsttötung, S. 103-105.

²² K. Barth, Die kirchliche Dogmatik III/4, S. 456.

²³ Vgl. das Kapitel „Lebend leiden am Leben. Altisraelitische Artikulationen von Lebensmüdigkeit“ in: V. Lenzen, Selbsttötung, S. 108-112.

²⁴ Vgl. den einfühlsamen Interpretationsansatz in: Gott ist ein Freund des Lebens. Herausforderungen und Aufgaben beim Schutz des Lebens. Gemeinsame Erklärung des Rates der Evangelischen Kirche in Deutschland und der Deutschen Bischofskonferenz in Verbindung mit den übrigen Mitglieds- und Gastkirchen der Arbeitsgemeinschaft christlicher Kirchen in der Bundesrepublik Deutschland, Trier 1989, S. 107.

Mit der Bibel leben und sterben

Die Bibel im neuen Kontext von Streß und Konsum

Der Autor hat den folgenden Beitrag am 15. Oktober 1991 vor der Generalsynode der Vereinigten Evangelisch-Lutherischen Kirche Deutschlands in Königsutter vorgetragen. Er weist darauf hin, daß es sich hier um das Stenogramm eines Vortrags handelt und nicht um einen schriftlich formulierten Text. Da sich die Gesetze der Rede von denen des Manuskripts ein wenig unterscheiden, soll der Leser wissen, was er vor sich hat. Wir danken Herrn Professor Hertzsch für das freundliche Einverständnis zum Druck seines Referates.

Meine Überlegungen haben drei Teile:

1. Alltagserfahrungen
2. Zeiterfahrungen
3. Lebenserfahrungen

Jeder Teil hat dann wieder drei Unterabschnitte, so daß Sie sich ein bißchen besser zurechtfinden können.

1. Alltagserfahrungen

Ich beginne mit der schlichten, aber nicht unwichtigen Beobachtung, daß wir alle alltäglich mit der Bibel leben und alltäglich ohne die Bibel leben.

Wir leben alle alltäglich mit der Bibel

Die Bibel ist nicht mehr das Hauptbuch unserer Gesellschaft, in Ost und West nicht mehr, und auch nicht mehr das Hausbuch normalerweise der Familie. Aber weil dies bei den Müttern und Vätern einmal so war, deshalb ist unsere Alltagskultur und unsere Hochkultur nach wie vor durch die Bibel geprägt. Beispiele sind etwa die Sprache, die Alltagssprache, in der wir ständig auf die Heilige Schrift stoßen. Vom Paradies — ich habe hier in Königsutter ein Back-Paradies Langner entdeckt — über den Sündenbock bis zum verlorenen Sohn, auch in der Ursprache des Tohuwabohu oder die fröhliche Urständ in der alten Bibelsprache, Petri Heil oder daß man den Teufel mit dem Beelzebub austreibt. Alles ist biblische Sprache und täglicher Sprachgebrauch zugleich.

Dies gilt auch für die Hochkulturen. Wenn man beispielweise in eine Galerie geht, wird man der „Heiligen Familie auf der Flucht“ begegnen, dem

„Gekreuzigten Herrn“ und dem „Auferstandenen“, und der Freund der Chorsymphonik wird in der Kirche wie im Konzertsaal die „Schöpfung“ hören und dem „Elia“ begegnen und der „Passion Christi“. Auch in den Medien, für uns in den neuen Bundesländern ziemlich neu, werden wir morgens zwischen Morgenmusik und Wetterbericht mit einem Bibelwort, mit einer Andacht, auf den Weg geschickt.

Auf diese Weise spielt in unserem Leben auch bei unseren außerkirchlichen Zeitgenossen die Bibel eine alltägliche Rolle, ganz und gar bei unseren Gemeindegliedern: Im Gottesdienst wird sie reichlich in mehreren Lesungen uns verlesen. Auch ausgelegt in der Bibelstunde unter der Woche, bei der Bibelarbeit auf dem Kirchentag, vielleicht zu Hause, wenn wir die Losung lesen oder den Psalm zum Geburtstag: alltägliches Leben mit der Bibel. Ganz und gar wir Pfarrerinnen oder Pfarrer haben einen Beruf, wo wir den ganzen Tag und oft halbe Nächte mit der Bibel leben. Wir leben — ich muß das hier nicht weiter ausführen — täglich mit der Bibel.

Und wir leben doch alltäglich ohne die Bibel

Unsere Zeitgenossen benutzen zwar die biblische Sprache ständig. Aber bemerken sie es denn noch? Wenn sie darauf aufmerksam gemacht werden, dann ist es eine Frage der Sprachgeschichte. Wenn sie in der Galerie darauf stoßen, ist es eine Frage der musealen Bedeutung von Bibel. Daß immer wieder Überlegungen angestellt worden sind, auch in der DDR eine Mythenkunde oder eine Religionskunde einzuführen, die die eigene Kultur erschließen sollte, damit man sie überhaupt versteht, zeigte ja, daß es im Grunde etwas ist, das zurückliegt und auf das man sich erst — wie beim Museum — aufmerksam machen lassen muß: keineswegs Alltag.

Hinzu kommt, daß diese abgeschliffenen Sprachformen natürlich auch in ganz andere Bereiche weisen. Einer, der Musik liebt, muß ebenso genau die Götterdämmerung der germanischen Religion kennen. Wer in die Galerie geht, muß wissen, was es mit Ganymed auf sich hat. Wenn jemand einen Unheilspropheten sucht, wird er eher auf Cassandra kommen als auf Amos. Das heißt also: Viele leben alltäglich mit der Bibel, aber sie wissen es nicht — in

der DDR, in der ehemaligen, schon ganz und gar nicht, wo vielen die Bibel ganz unbekannt war. Diese Menschen leben also praktisch ohne die Bibel. In den Medien ist sie oft ein eher sperriger Programmpunkt. Ich frage mich, wie hoch die Einschaltquoten sind und wie groß der Protest wäre, wenn eine Sportsendung oder die Uhrzeit ausfiele, und wie hoch, wenn das biblische Wort in den Medien ausfiele.

Aber geht es uns als Gemeindegliedern eigentlich ganz anders? Wie weit leben wir wirklich mit der Bibel? Ich kann an einem Gottesdienst mit Gewinn und mit Andacht teilgenommen haben, ohne hinterher sagen zu können, wovon die Epistel gehandelt hat, manchmal sogar, ohne sagen zu können, wovon eigentlich die gute und interessante Predigt gehandelt hat. Für viele ist der Gottesdienst eine solche Einheit von Musik und Liturgie, von tragender Gemeinschaft und vertrauter Sprache, daß wahrscheinlich die Information solcher Texte, gar eine neue, eine spannende Information kaum erwartet und kaum gehört wird, so etwas wie ein bergender Sprachraum, in den ich mich hineinbegebe. Aber ist es wirklich ein Neugierigsein, ein Gespanntsein auf das Wort der Bibel? Während unsere außerkirchlichen Zeitgenossen die Bibel zu wenig kennen, um aufmerksam zuzuhören, kennen wir sie vielleicht zu gut, um noch gespannt auf das zu sein, was sie sagt.

Ich frage mich auch für uns als Pfarrer, ob nicht die entscheidende Frage ist, wann ich die Bibel lese, ohne daß ich das berufsmäßig muß, ohne eine Veranstaltung vorzubereiten, ohne einen Zweck. Wenn ich abends müde und erschöpft etwas Schönes suche, was ich lese, um mich zu erfreuen und zu erheitern, greife ich nach der Bibel? Heißt schon „mit der Bibel leben“, daß sie ein Objekt meiner Forschung und ein Gegenstand meiner Arbeit ist? Oder kann es sogar sein, daß sie uns zum Pflichtpensum geworden ist und daß wir, wenn wir etwas Fröhliches, Belebendes, Aufmunterndes suchen, nach all diesen Pflichten nicht gerade mit der Bibel leben?

Sie ist ja auch ein Buch, das nicht leicht zu lesen ist. Ein normales Buch lese ich von Anfang, gespannt auf die Mitte und das Ende, durch, ein Sach-

buch, ein erzählendes Buch. Mit der Bibel gelingt das nicht. Es gibt ja Berichte von Leuten, die dies versucht haben und daran gescheitert sind. Dieter Mend, Superintendent in Zittau, hat geschrieben, das wäre so, als ob man ein Telefonbuch oder ein Kochbuch durchlesen wollte. Daran ist so viel richtig, daß Bibel natürlich Anleitung ist, eine Anleitung zum Tun, Wahrheit, die in Handlung umgesetzt werden soll. Aber der Vergleich stimmt auch wieder nicht; denn Bibel will auch gelesen werden, will staunend und interessiert gelesen werden. Man muß sich auch in den Bann dieses Buch ziehen lassen wie bei einer richtigen Lektüre, ihr zuhören, sich von ihr erzählen lassen, sich von ihr etwas über unser Leben sagen lassen. Wer lebt von uns mit der Bibel, alltäglich?

Die Motivation zum Bibellesen

Deswegen denke ich, ist das Grundproblem, vor dem wir heute stehen, die Motivation zum Bibellesen. Unsere Vereinigte Kirche hat eine Handreichung, ein Arbeitsmaterial veröffentlicht: „Die Bibel verstehen“. Ich denke, hier hat sich im Laufe der Jahrhunderte etwas verschoben. Zur Zeit der Apostel war die Frage: Was für einen Text soll ich verstehen? Einen ganz neuen, völlig unbekanntes? Was soll ich hier für eine neue Botschaft verstehen? In den zwei Jahrtausenden Christenheitsgeschichte war die Frage: Wie ist dieser Text zu verstehen? Wer interpretiert ihn richtig, wer versteht ihn richtig, wer lebt ihn richtig?

Heute aber ist die — bewußt oder unbewußt — gestellte Frage: Warum soll ich diesen Text verstehen? Was versäume ich, wenn ich ihn nicht lese? Was gewinne ich, wenn ich mich auf ihn einlasse? Ich fürchte, daß wir dies uns noch zu wenig deutlich machen. Niemand wird sich eine Erklärung dieser Texte wünschen, der von vornherein denkt, es gebe viel interessantere und viel wichtigere Texte. Niemand wird dankbar sein, daß ihm ein Text interpretiert wird, der nicht vorher der Überzeugung ist, der Text sei für ihn wichtig.

Ich denke, daß auch viele unserer Predigten so wirkungsarm sind, weil wir als Pfarrer und Pfarrerrinnen zwar sorgfältig die Antwort auf die Frage vorbereiten, wie denn dieser Text zu verstehen ist,

aber übersehen und übergehen die davor liegende Frage: Warum sollen sich die Hörer auf diesen uralten Text eigentlich einlassen, sich diese Mühe machen, sich dem zu stellen? Die Antworten, die wir hier geben, sind allenfalls ziemlich formal oder lehrhaft. Nicht die Information, nicht die Interpretation, sondern die Motivation, so denke ich, ist heute die Frage. Und diese Frage müßte beantwortet werden, nicht durch eine Argumentation, eine Erklärung, sondern durch eine Erfahrung, daß ich als Leser oder Hörer der Bibel die Erfahrung mache, daß er wirklich gut war, daß ich das gebraucht habe, daß mir das geholfen hat. Ich denke, unsere Aufgabe als Kirche besteht darin — wenn wir weiter oder neu mit der Bibel leben wollen —, solche Erfahrungen zu ermöglichen. Ich denke, daß zu einer solchen belebenden, ermutigenden Erfahrung ein Doppelschritt gehört, ein Vorgang mit zwei Dimensionen.

Die erste nenne ich: Wiedererkennen. Was geschehen muß, ist, daß Menschen, die Bibel lesen oder hören, nicht sagen: „Das ist interessant! Das habe ich noch gar nicht gewußt, das werde ich mir merken!“ Sondern daß sie zuerst sagen: „Das ist wahr! Der dort redet, weiß Bescheid. Der weiß, wie mir zumute ist. Der kennt das Leben, der kennt mein Leben. Der dort Schreibende kennt es in einer Tiefe, in der ich sonst kaum mit anderen mein Leben ins Gespräch bringen kann, wo ich immer nur im Selbstgespräch mit mir selber bin, bei mir selber eingeschlossen bin. Plötzlich merke ich, daß hier Texte sind, die mit mir in dieser Tiefe reden und sagen, was du hier erfährst, kennen andere auch, deine Angst, dein Umgetriebensein, deine Sehnsüchte, deine Verzweiflung und deine Hoffnungen.“

Man wird einbezogen in eine große Gemeinschaft. Daß ich dies in Texten erkenne, die meist einer ganz anderen Kultur, einer ganz anderen Zeit angehören und die doch von unserer gemeinsamen Grunderfahrung reden, das macht die Gemeinschaft noch viel tiefer und viel eindrucksvoller. Menschen vor Jahrtausenden und Menschen in anderen Kontinenten sind mit mir im Gespräch, wenn ich diese biblischen Texte höre, lese und mir zu Herzen sprechen lasse. Gemeinschaft entsteht: Ich bin nicht mehr allein.

Wenn dies nicht nur behauptet, sondern erfahren wird, daß hier ein Text wirklich von meinem Leben redet, daß ich mein eigenes Leben wiedererkenne, dann hat sich die Frage ganz von selber beantwortet, warum ich diesen Text verstehen soll. Dann ist das andere möglich, aber ich denke, erst dann, das andere, das ich „Horizontöffnung“ nennen möchte: die Erfahrung nämlich, daß das in diesem Bibeltext wiederkannte Leben doch ganz anders aussieht, daß es in einem neuen Licht erscheint, in einem größeren Zusammenhang, in einem ganz neuen, weiteren Horizont, mit einem Ursprung, mit einem Ziel, das ich bisher so noch nicht kannte. Ich erkenne mein eigenes, oft verworrenes, umgetriebenes, schwer zu bewältigendes Leben, ich erkenne es zugleich in einem neuen Licht, in einem größeren Horizont: eine befreiende Erfahrung, von der ich nicht sage, daß sie auch der Mensch heute braucht, sondern von der ich sage, daß gerade wir Menschen von heute sie brauchen. Voraussetzung dafür ist freilich, daß wir unser eigenes Leben nicht in den Bibeltext hineinragen, also nicht den Bibeltext im Licht unserer bisherigen Überzeugungen lesen, sondern umgekehrt, daß wir unsere bisherigen Überzeugungen im Licht des biblischen Textes anschauen.

Ich will ein Beispiel aus unserer jüngsten DDR-Vergangenheit nennen. Ein überzeugter marxistischer Dichter, der die Geschichte von Lukas 2 sich selber, seinen Genossen und wahrscheinlich auch den Teilnehmern einer Betriebsweihnachtsfeier folgendermaßen erzählt:

Im Stalle kam ein Kind zu Welt,
der Vater Joseph hatte kein Geld
für ein weiches Bett und ein Zimmer.
Im Stall, da lag die Mutter Marie,
doch wie sie auch vor Schmerzen schrie,
es hörte nur das dumpfe Vieh
ihr Klagen und ihr Gewimmer.
Der Joseph sah zum Stall hinaus,
doch ach, die drei Könige blieben aus
mit Gold und Weihrauch und Myrrhe.
Die Mutter hielt das Kind im Arm,
ihr Leib muß sein der Ofen warm,
und statt der Milch — daß Gott erbarm —
war nur der Rost im Geschirre.

Ach, Joseph, lieber Joseph mein,
 wie bang ist mir um mein Kindelein,
 ach, Joseph, was soll nur werden.
 Suchst du nach Arbeit, sie lassen dich steh'n,
 ach, Joseph, wir müssen betteln geh'n,
 ach Joseph, es ist kein Ende zu seh'n
 von all dem Elend auf Erden.
 Und wie sie so saßen im finsternen Stall
 und klagten, da hörten sie auf einmal
 von draußen im Hofe ein Singen.
 Die Tür ging auf, im Laternenschein
 die fröhlichen Hirten traten herein,
 der Mutter und dem Kindelein
 die frohe Botschaft zu bringen.
 Wir kommen aus einem glücklichen Land,
 dort haben die Menschen das Elend verbannt,
 seit sie sich selbst erlösten.
 Die Kinder wachsen dort auf im Licht,
 und Hunger und Elend gibt es da nicht,
 weil's keinem an Dach und Brot gebricht,
 die Kleinsten wurden die Größten.
 Ach, führt uns hin, sprach Joseph darauf.
 Da ging ein Stern am Himmel auf
 in einem rote Lichte.
 Das ist der Stern von Kraft und Mut,
 der Zeichen wirkt und Wunder tut.
 Und kennt ihr ihn, dann last ihr gut
 die biblische Geschichte. *Louis Fürnberg*

Wir lachen, aber ich denke, es ist kein Grund für uns zu Überheblichkeit — zu lachen schon, aber nicht zu Überheblichkeit, denn ich frage mich: Wie oft projizieren wir unsere Überzeugungen, theologische oder sonstige, in die Texte hinein? Wie weit lassen wir uns durch die biblischen Texte nur in unseren bisherigen Meinungen bestätigen und festlegen? Und wie weit dienen uns die biblischen Texte zur Verwandlung und Neugestaltung unserer Überzeugung?

2. Zeiterfahrungen

Nach diesen mehr allgemeinen Beobachtungen möchte ich nun ein wenig von unserer — von meiner — ganz eigenen Erfahrung in der bisherigen DDR erzählen, von Erfahrungen, die wir dort mit der Bibel gemacht haben. In unserer Zeit, die wir

mehr oder weniger mit ihr und auch wieder ohne sie, durch sie und gegen sie, gelebt haben, gegen sie und auch durch sie.

Zeit für die Bibel

Im Jahre 1982 hat ein Bibelkongreß stattgefunden in der Stadt, die damals Karl-Marx-Stadt hieß. Ich hatte dort schon ein Referat zu diesem Thema zu halten. Wer es möglicherweise damals gehört oder später gelesen hat, der wird manches von dem, was ich gesagt habe und noch sagen werde, wiedererkennen; denn es war dasselbe Thema, und es ist klar, ich werde manches von dem wieder sagen, was mir damals wichtig war und heute auch noch wichtig ist. Das Thema war damals: „Zeit für die Bibel“. Und das hieß natürlich auch: „Nehmt euch Zeit für die Bibel!“ Aber es hieß in erster Linie: Unser Grundgefühl ist, es ist jetzt Zeit für die Bibel. In diesem Land, in diesem Jahr: Zeit für die Bibel. Dafür waren drei Gründe benennbar:

a) Es war ein deutliches Krisenbewußtsein, nicht nur die Wirtschaftskrise, sondern eher eine allgemeine politische, eine Gesellschaftskrise, ja eine Zeitkrise, die wir damals empfunden haben. Die Mittelstreckenraketen wurden diesseits und jenseits unserer damaligen Grenzen stationiert. Und demgegenüber hatten wir die z. T. panischen Friedensaktivitäten geängstigter junger Leute. Ein Staat, der für größere Gerechtigkeit sorgen wollte, wurde immer ungerechter. Und demgegenüber hatten wir die Menschenrechtsgruppen und die Aktivitäten der Kirche. Der Verfall der Umwelt nahm katastrophale Formen an. Und demgegenüber hatten wir die stark bemühten Ökologiegruppen, Umweltbibliotheken und Anfragen unserer Kirchen in der damaligen DDR.

In jener Zeit fingen Menschen an, innerhalb und außerhalb der Kirche zu hören, wie uns das Warnwort der Propheten, die Visionen der Apokalypse, aber vor allen Dingen die Radikalität der Bergpredigt auf einmal unmittelbar ansprachen. Das brauchen wir jetzt.

b) Zugleich hatten wir Christen — auch Nichtchristen — zunehmend den Eindruck, daß die Grundlagen unserer Gesellschaft, ja unserer Kultur, ins Wanken geraten sind; die Grundlagen von

Dasein, von Menschsein, von Geschichte waren plötzlich zweifelhaft geworden. Die alten Rezepte funktionierten nicht mehr. Und auf die Grundfragen von Menschsein und Geschichtssinn zurückgeworfen, fragten wir neu nach einem Buch, das auf dem Grund der Geschichte seinen Anker und seine Wurzeln hatte. Ein altes, weises Menschheitsbuch, so empfanden viele, das uns plötzlich wieder eingeholt hatte und Grundlagen anbieten konnte, die uns verloren gegangen waren. Und wer sowjetische Literatur kennt — Valentin Rasputin, Tschingis Aitmatow —, der weiß, wie dies dort noch mit russischer oder kirgisischer Intensität gefragt worden ist. Frage: Was hat die Bibel hier für neue Grundlagen anzubieten?

c) Ein Grund, warum wir meinten, es seit Zeit für die Bibel: Es gab keine Hoffnungsbilder mehr, keine Visionen für gute Zukunft. Die Visionen des Sozialismus waren weitgehend verblaßt und wirkungslos geworden. Man versuchte, sich selber und uns einzureden, das wäre nun das Erhoffte, was wir haben. Aber das war ungläubwürdig, bei Nichtmarxisten und auch bei Marxisten. Es war auf einmal eine neue Sehnsucht nach Hoffnungsbildern, nach leuchtenden Bildern von einer Zukunft, auf die zuzugehen Mut machte, Zuversicht gab. Und plötzlich entdeckte man, daß die Bibel voll ist von solchen leuchtenden Hoffnungsbildern, von den Verheißungen Israels über die Gleichnisse Jesu vom Reich Gottes bis hin zu den warmen Tönen der Apokalypse: „Gott wird abwischen alle Tränen von ihren Augen“ (Offb 21,4). Die Kurzzeithoffnungen hatten sich als wenig wirksam erwiesen, und wie in vielen Jahrhunderten leuchteten da plötzlich neu auf die durch Jahrtausende nicht verblaßten und nicht erloschenen Hoffnungen, die die Bibel anbieten konnte. Zeit für die Bibel!

Als ich mir die Notizen von damals vornahm, bin ich auf einen Brief von Johannes Hempel gestoßen. Er hatte den Vortrag damals auch gehört und hatte mir geschrieben: Das ist alles sehr schön und auch gut, was Du da gesagt hast. Aber übersiehst Du nicht die Breite der Bevölkerung? Trifft das wirklich auch zu für die Nichtkulturbelesenen, für die Nichtintellektuellen, für die Nichthochsensiblen, für die Probleme der Zeit?

Die Bibel in der Wende

Die Bibel in der Wende, darüber ist viel berichtet, auch geschrieben worden. Sie schienen meiner Beobachtung zunächst völlig Recht zu geben. Die überfüllten Kirchen waren ja nicht nur deswegen wirksam, die Friedensgebete und Aufbrüche, weil dort politische Informationen gegeben wurden und man sich Dinge vom Herzen reden konnte, die man sonst in der Öffentlichkeit nicht nennen konnte, sondern weil dies im Kontext geschah von biblischen Texten. Dieses Wiedererkennen erfolgte ganz unmittelbar. Jawohl, sagte man, das ist wahr! So ist das! Der dort redet in diesem Text, der kennt unsere Zeit! Ganz überraschend.

Psalm 75:

Das Land zittert und die darin wohnen, aber ich halte seine Säulen fest, spricht Gott.

Ich sprach zu den Ruhmredenden: Rühmt nicht so!, und zu den Gottlosen:

Pocht nicht auf eure Gewalt, pocht nicht so hoch auf eure Gewalt, redet nicht halsstarrig.

Es habe keine Not, weder vom Osten noch vom Westen noch vom Gebirge, das in der Wüste ist.

Denn der Herr ist Richter, der den einen erhöht und den anderen klein macht.

Durch die Medien ging eine Passage aus einer Predigt von Christoph Kähler, daß sie siebenmal um die Stadt Leipzig gezogen sind wie einst mit den Posaunen von Jericho, siebenmal um die Stadtmauer, und dann fiel die Mauer. „In der Welt habt ihr Angst, aber seid getrost, ich habe die Welt überwunden“ (Joh 16,33). Das hörte man plötzlich mit ganz anderen Ohren, und zwar nicht nur die kleine, treue Gemeinde, sondern Tausende, Hunderttausende, die plötzlich aufmerksam waren.

Aber so schnell die Bibel in das Zentrum gerückt ist, so schnell rückt sie heute wieder an die Peripherie. Und die Berichte, die Sie gehört haben von Rolf Böttcher, von Edda Kawski und anderen, zeigen hier parallele Entwicklungen auf. Daß die Bibel an die Peripherie gerückt ist, das hängt damit zusammen, daß sich das Grundklima des Denkens und des Bewußtseins rasant und oft schmerzhaft bei uns verschiebt. Und die Gründe, die uns einst dazu bestimmten zu sagen: „Es ist Zeit für die Bibel“, genau diese verschieben sich zunehmend.

a) Aus dem Krisenbewußtsein von damals, das wir durchaus global verstanden haben, ist ein Bewußtsein von Sieg und Niederlage geworden, das den Anschein erweckt, als sei es nur die Krise des Sozialismus gewesen, und zwar eine Krise, die im Gegenteil das andere politische und Gesellschafts- und Wirtschaftssystem umso mehr bestätigt hat. Gerade dieser katastrophale Zusammenbruch hat dazu geführt, daß auch ein Krisenbewußtsein, das in der Bundesrepublik vorhanden gewesen ist, wie uns kritische Soziologen berichten, sich eher wieder verwandelt hat in eine Bestätigung des richtigen Weges und ein Stück von Selbstsicherheit, das das andere, das alternative System, genau aus dieser Katastrophe gewinnt.

b) Das bedeutet, daß die Grundlagen offenbar so fraglich auch wieder nicht sind und daß die Grundfragen von Menschheitsgeschichte und Daseinsbewältigung möglicherweise Fragen waren, die nur uns so beunruhigend erschienen, während die überlegene westliche Welt dort durchaus ihre passablen Antworten gefunden hat.

Ich habe den Eindruck, daß sich diese Grundfragen immer mehr auflösen in viele Einzelfragen, Kostenfragen, Tariffragen, Verfahrensfragen, und daß dem eine Pluralität der verschiedenen Lösungsmöglichkeiten entspricht. Die Bibel ist nicht mehr die große Alternative, die sie bei uns gewesen ist, sondern sie gerät hinein in einen Pluralismus von Lösungsmöglichkeiten der verschiedensten Problemfragen und muß schauen, wie sie ihre Marktanteile dort erobert.

c) Auch das große Vakuum an Hoffnungsbildern können wir in unseren neuen Bundesländern so nicht mehr beobachten. Die Soziologen belehren uns, daß es heute die kommerzielle Werbung übernommen hat, den Menschen die Sehnsucht und Zielbilder von gelingendem Leben anzubieten, und sie sind ungeheuer wirksam. Die Menschen in unserem Bereich, im zweiten Teil der Wende, haben diese Sehnsuchtsbilder stark internalisiert, verinnerlicht. Die Vorstellung, wenn diese Währung unsere Währung wäre, und heute: wenn man von dieser Währung nur genug hätte, führt zu der Phantasie, dann könnten alle Märchen und Träume wahr werden, die wir abends auf dem Bildschirm sehen

und die als Werbung auf Buntdruck unsere Briefkästen füllen. Das Klima der Zeit ist anders geworden, und die Bibel ist in einen neuen Kontext hineingeraten, bei dem wir neu fragen müssen: Wie sieht es aus mit Motivation, mit Ermutigung, mit Begründung zum Bibellesen?

Zeit für die Bibel

Ich freilich bin der Überzeugung, es ist nach wie vor Zeit für die Bibel, bei Ihnen und bei uns. Oder sagen wir genau: bei uns gemeinsam; es ist nach wie vor Zeit für die Bibel. Aber wir müssen neu die Wege finden, uns und unseren Mitmenschen dies deutlich zu machen. Ich denke, wir können es unseren Mitmenschen und uns selbst nicht ersparen, auch die kritisch aufdeckende Funktion der Bibel ernst zu nehmen — ich möchte sagen: weiter ernst zu nehmen. Wobei wir in der ehemaligen DDR, in den neuen Bundesländern das Problem haben, daß wir die Menschen gleichzeitig stabilisieren müssen, ihnen also helfen müssen, in ihrem Alltag einigermaßen mutig und getrost wieder zur Ruhe zu kommen, sie gleichzeitig aber verunsichern müssen mit der Frage: Wo wollen wir schließlich gemeinsam hinkommen?

Denn der konziliare Prozeß ist von seinem Ziel noch weit entfernt: „Friede, Gerechtigkeit, Bewahrung der Schöpfung“. Und wir machen uns etwas vor und betrügen uns selbst, wenn wir denken, die Krisen lägen hinter uns. Die Leuchtkraft des Evangeliums, die Botschaft des Evangeliums, daß wir allen Grund haben zu Hoffnung, wird nur dann wirklich kräftig leuchten und beständig leuchten, wenn wir uns vorher der Erkenntnis der Krise gestellt haben, in der wir uns nach wie vor befinden.

a) Es ist eindeutig, daß wir uns in einer Entwicklungskrise befinden. Die sogenannten Entwicklungsländer entwickeln sich auf einen Siedepunkt zu, auf einen Siedepunkt des Hungers und der Armut, und die Frage, wie lange sie noch mit friedlichen Mitteln zurückzuhalten sind, die schon an unsere Türen drängen, stellen sich einige Politiker. Wir wissen auch, daß der Umgang mit der Schöpfung nur noch sehr kurzfristig so weitergehen kann wie bisher, und daß durchaus die Möglichkeit vor der Tür steht, daß die Schöpfung erschöpft ist und die Natur an das

Ende ihrer Kräfte gerät. Das weiß jeder, aber wer von uns nimmt es wirklich ernst?

Mit der Bibel leben heißt auch, mit dem Propheten Amos leben, der seinen sehr wohlgenuteten Zeitgenossen zur Zeit Jerobeams II., als die Wirtschaft boomte, die politische Situation stabil war und das religiöse Leben blühte, damals sagte: Ihr lebt falsch, und es führt zu einer Katastrophe, wenn ihr so weiterlebt! Man hat ihn damals als Angstmacher und Schwarzseher abgeschoben, aber nach einigen Jahrzehnten gesagt: Der Mann hat recht gehabt. Die Frage ist für uns wichtig: Wie kommen wir über die schwierigen Strecken der nächsten Monate und Jahre hinweg? Aber genau so wichtig ist die Frage: Was soll dann herauskommen? Welches ist dann unser Ziel? Was will Gott von uns in dieser Welt? Überhören wir nicht seine Warnung!

b) Ich denke auch, eine Entscheidungskrise angesichts der Pluralität ist nicht zu leugnen. Wer auf die Propheten, die Apostel und auf den Herrn Christus hören will, der wird nach wie vor sagen: Es geht nicht um ein breit gefächertes Angebot von Möglichkeiten, bei denen jeder nach seiner Fassung selig und jeder mit seiner Idee glücklich werden kann, sondern es geht letztlich immer um ein Entweder-Oder, um ein „Ja oder Nein“, um ein „alles oder nichts von Gott Erwarten“.

Sola scriptura, also „allein die Heilige Schrift“: das klingt heute sehr unmodern, weil es die Möglichkeit ausschließt, daß sich die Bibel auf dem Büchermarkt irgendwo ihren Platz erobern oder auch einräumen lassen soll. Natürlich heißt das nicht, daß die Bibel für alles zuständig wäre. Und wer mit der Bibel lebt, wird auch mit vielen anderen Büchern leben. Aber es heißt, daß sich für die Grundentscheidung unseres Lebens, für die Grundrichtung unseres Daseins, für das Ziel, zu dem wir hinkommen wollen mit unserem Leben, die Heilige Schrift anbietet und keine anderen Götter neben sich duldet, keine anderen Ideen und keine Pluralität. Und zwar deswegen, weil es hier um den Maßstab geht, um das Kriterium, an dem alle anderen Entscheidungen gemessen werden, die Einzelentscheidungen, die ebenfalls wichtig sind. Hier geht es um den Maßstab. Und es ist nicht möglich, daß ich mein Leben je nach Gelegenheit mit ver-

schiedenem Maß messe. Hier geht es vielmehr darum, ein für allemal ein Kriterium zu haben und sich auf dieses einzulassen. Genau das hat Martin Luther wohl auch mit „sola scriptura“ gemeint. Für ihn war klar, daß dieses Kriterium aller Kriterien, der Maßstab aller Maßstäbe das Wort vom Kreuz ist, das Wort vom gekreuzigten und auferstandenen Herrn. Sich dafür zu entscheiden, heißt, nicht die Leidvermeidungsstrategien unserer Zeit für sich in Anspruch zu nehmen, sondern die Leidüberwindungshoffnung des Evangeliums. Das mag manchem dumm und abwegig erscheinen, aber das ist dem Apostel Paulus schon genauso gegangen wie uns heute.

Ein Karussell aus Streß und Konsum

c) Ich denke, sich für dieses Evangelium zu entscheiden, ist deswegen sinnvoll, wichtig und hilfreich, weil es eine dritte Krisendimension zu verarbeiten hilft, eine Sinnkrise. Die Frage nach dem Sinn des Ganzen, nach dem Sinn von Dasein und dem Sinn meines persönlichen Lebens und die Frage nach dem Ziel, worauf denn schließlich alles hinauslaufen soll, ist nicht erledigt, sondern nur verdeckt; sie ist nicht beantwortet, sondern nur verdrängt, und sie ist nur bedingt verdrängbar. Sie fordert uns schon persönlich in Lebenskrisen und Lebensschwellen heraus, sie überfällt den Menschen plötzlich wie ein Schock oder macht sich als schleichendes Unbehagen bemerkbar.

Wenn wir uns auf dem Karussell von Streß und Konsum nur immer um uns selber drehen, dann müssen wir die Augen vor der Frage verschließen, ob nicht unser Lebenslauf schließlich zum Leerlauf wird? Und ich werde mich eines Tages fragen müssen: Warum laufe ich eigentlich noch? Wohin laufe ich eigentlich? Warum bin ich denn noch unterwegs? Die Heilige Schrift sagt uns tröstlich und mahnend, mahnend und tröstlich: Leben ist mehr! Leben ist auch Kleidung, auch Speise, ist auch Konsum und auch Produktion. Aber Leben ist mehr, viel mehr nach Gottes Willen. Wenn ich dieses Mehr in meinem Leben, dieses Eigentliche in meinem Leben erfahren will, dann ist es sinnvoll, die Bibel zu lesen. Und wenn ich mit Sinn und Ziel in meinem Dasein leben will, dann sollte ich mit der Bibel leben.

3. Lebenserfahrungen

Abschließend: Ich kehre zurück zu meinen persönlichen Erfahrungen — Sie erinnern sich, daß ich Ihnen Mut und Lust machen möchte, dann auch über Ihre Erfahrungen zu reden — meinen persönlichen Erfahrungen in diesen Koordinaten unseres Alltags und unserer Zeitgeschichte. Es sind wiederum drei Punkte, die ich nennen möchte.

Bibel im Gespräch

Bibel im Gespräch. Eine meiner wichtigsten Erfahrungen ist, daß die Bibel Gespräch eröffnet und sich dem Gespräch öffnet, und daß wir dies zunehmend als großen Reichtum erfahren und erschließen sollten. Die Bibel ist ja selbst ein Gespräch, ein großes Gespräch in sich, zwischen der Weisheit und der prophetischen Literatur, zwischen den Gesetzestexten und den Evangelientexten, zwischen Paulus und dem Jakobus, zwischen den Freunden des Hiob und dem Hiob, Streitgespräche auch des Herrn mit den Frommen seiner Zeit, Wandergespräche und Brunnengespräche. In diesen großen Gesprächsgang werden wir einbezogen, können uns einbringen in dieses Miteinander-Reden mit eigener Erfahrung. Es gibt einen Goethe-Aphorismus, der sagt: „Den Gehalt findet nur der, der etwas dazutun hat.“ Ich bin überzeugt und habe die Erfahrung gemacht, daß das jedenfalls für die Bibel gilt: Den Gehalt dieser Texte findet nur jemand, der etwas dazutun hat, nämlich sein eigenes Leben. Ich denke, deshalb ist es so wichtig, daß wir miteinander über biblische Texte im Gespräch sind. Den Reichtum, der sich erschließt, kennen alle, die das schon erlebt haben, wenn ich nicht nur meine eigene Erfahrung in das Bibelgespräch einbringe, sondern andere dazu reden höre. Auch das heißt „Leben ist mehr“, mehr als das Stück Leben, das du erfahren hast.

Hier müssen wir Pfarrer, denke ich, viel dazulernen. Oder wir haben vielleicht auch schon manches dazugelernt: nämlich nicht nur zu belehren oder zu erklären und auszulegen, sondern zuzuhören, und zwar nicht nur nachsichtig und geduldig, sondern gespannt und neugierig. Mancher muß hier schon seinen Drang unterdrücken, einzugreifen, zu korrigieren, aus Angst vor Irrlehre oder Fehldeutung.

Aber es ist gut, wenn man diesen Drang unterdrückt, denn nach aller Erfahrung werden sich solche Fehldeutungen im Gespräch selber korrigieren, aber auf dem eigenen Weg dieser miteinander redenden Gruppe.

Wir machen in den neuen Bundesländern hiermit heute auch aufregende Erfahrungen, interessante Erfahrungen mit Menschen, die wieder neu zur Bibel stoßen, z.B. mit Lehrern, die dies bisher für einen obskuren Irreführungstext gehalten haben und jetzt ihre Bildungslücke auffüllen wollen, mit Kindern, die von der Bibel bisher keine Ahnung hatten und plötzlich staunend und neugierig etwas ganz Neues hören. Ich denke, es ist ganz wichtig — jedenfalls für unseren Bereich —, daß wir ganz aufmerksam zuhören, was diese Menschen in der Bibel erleben, die sie oft befremdet, verwundert, gelegentlich auch erstaunt, wenn nicht überwältigt lesen. Für sie ist das wie ein Dickicht, in das sie sich einarbeiten, manchmal auch wie ein Zauberwald, in dem sie neue Entdeckungen machen.

Ich möchte sagen: Wir Theologen kennen schon alle Pfade und haben alle Bäume registriert, aber vielleicht sehen wir darum oft den Wald vor lauter Bäumen nicht mehr. Ich denke, wir gewinnen viel, wenn es uns gelingt, mit unseren Mitmenschen, mit unseren Zeitgenossen, Gemeindegliedern und Nichtgemeindegliedern ins Gespräch zu kommen und aufmerksam zu hören, was für Erfahrungen hier erschlossen werden, neue Erfahrungen mit der Bibel. Es gibt da viele Möglichkeiten, und neue können erschlossen werden. Ich denke, sie haben Verheißung.

Wiedererkennen in der Bibel

Dies gehört auf die Seite des Wiedererkennens, daß Menschen in diesen für sie neuen Texten oder auch Gemeindeglieder im immer neuen Erschließen von vielleicht unbekanntem oder entlegenen Texten eigene Wirklichkeit entdecken. Aber dazu gehört auf der anderen Seite, daß wir wissen, diese Texte geben uns auch eine neue und eine weiträumige großzeitige Orientierung, eine Orientierung auf den Strom der Zeit, auf dem unendlichen Wasser der Jahrhunderte, auf dem wir treiben, und wir wissen nicht wohin.

Tschingis Aitmatow (geb. 1928), ein großer Autor der Sowjetunion, Kirgise, Nichtchrist, erzählt eine Geschichte von einem dreizehnjährigen Jungen in einem entlegenen Fischervolk an der asiatischen Pazifikküste, der ganz allein in einem Boot auf dem Ozean treibt. Die drei Männer, die mit ihm aufgebrochen waren zum Robbenfang, sind einer nach dem anderen über Bord gegangen. Das Wasser ist zur Neige gegangen, der Rest soll dem Jungen bleiben; wenn einer überlebt, dann soll er es sein. Nun treibt also dieser Junge hoffnungslos, orientierungslos, erfahrungslos auf dem unendlichen Meer, auf dem unabsehbaren Ozean. Die Sonne über sich, später die Sterne. Er weint und ist verzweifelt. Er ist ausweglos in dieser Lage. Er erinnert sich auf einmal, daß die Männer im Nachtgespräch sich noch gegenseitig erzählt haben: Es seien vor Jahren einmal Leute gekommen aus einem ganz fernen Land und die hätten von einem erzählt, der konnte über das Wasser gehen: „Das muß ein sehr großer Mann gewesen sein, der Größte der Großen.“ (Der Junge und das Meer, Goldmann TB 9385, 116).

Der Junge wird gerettet durch einen glücklichen Zufall. Für mich ist er eine Chiffre und ein Symbol für unsere Situation. „Du läßt sie dahinfahren wie einen Strom, und sind wie ein Schlaf!“ Für meine Situation, für unsere auf dem unabsehbaren Meer von Jahrhunderten und Jahrtausenden, von Tagen und Jahren, in dem unsere Väter untergegangen sind.

Aber nun kann die Bibel uns anbieten, was sonst kein Buch kann, uns zu sagen, wo das Land ist, das Land, von dem wir aufgebrochen sind und auf das es zugeht, auf das wir zuhalten. Den Ursprung und das Ziel unserer Reise zu orten, wo wir jetzt sind: im großen Meer der Geschichte unsere Position zu finden, das kann kein anderes Buch der Welt für mich tun, und genau das brauche ich.

Ich mache mir das immer gern klar — auch den Studenten, die bei mir studieren — mit dem Bild vom offenen Himmel. Bibel lesen, auch Predigt hören, die Bibel auslegen als eine Erfahrung des offenen Himmels. Sie erinnern sich, Stephanus, der gelyncht wird, in einer aussichtslosen Situation sieht plötzlich den Himmel offen, und er sieht plötzlich, wo er ist: unter den Augen Gottes. Und es gibt

im Leben und im Sterben solch einen Durchblick, wo man plötzlich durchschaut, wo bin ich eigentlich.

Die Hirten in Betlehem, scheinbar in einer Arbeitsnacht, die verwechselbar ist mit tausend anderen gleichgültigen Nächten am Rande der Welt. Aber einen Augenblick lang sehen sie ihr Leben „in der Klarheit des Herrn“. Auf einmal wissen sie, wo sie wirklich sind: in der Heilsgeschichte Gottes. Sie breiten dieses Wort aus, obwohl ihre äußere Situation scheinbar völlig unverändert ist.

Oder der Vater Jakob auf ungeklärter Wanderung, auf der Flucht. Er schläft ein und hat einen traumhaften Durchblick. Er sieht plötzlich, da komme ich her und da geht es hin. Und Gott hat seinen Blick auf mir, und am Morgen bei scheinbar unveränderter Situation zieht er getrost seinen Weg.

Mit der Bibel leben, heißt, daß ich so den Text lesend ein Stück dieses offenen Himmels erlebe, der mir sagt, wo wir sind und wo es hinget. Mit der Bibel leben, heißt deshalb für mich zu erfahren, daß unser Weg nicht ins Gleichgültige geht, sondern ins Endgültige. Mit der Bibel leben, heißt deshalb für mich Leben im Hoffnungslicht.

Bibel im Gespräch

Ich denke und habe die Erfahrung gemacht, daß die Bibel eine ganz besondere Stärke darin hat, daß sie in Schichten meines Lebens und meines Wesens eindringt, die sonst kaum oder gar nicht erreicht werden, daß also in meinem Gedächtnis, in meinem Innern diese Bibel wirksam ist. Es gibt bestimmt interessante Bücher, amüsantere Bücher und wissenschaftlich informierendere Bücher als die Bibel. Aber es gibt keines, daß so in die Tiefe des Menschen eindringt, daß so stark nicht nur mich belehrt und informiert, sondern mich prägt, auf diese Weise mein Leben verändert und gestaltet.

Das ist das Geheimnis des Kirchenjahres und auch der gottesdienstlichen Lesungen, selbst wenn ich sie einmal nicht mit großer Aufmerksamkeit gehört habe, das Geheimnis der Stundengebete, der alten Erzähl- und Verkündigungstradition Israels. Gerade das Gespräch mit den Juden sollte uns zunehmend wichtiger werden. Das Geheimnis der fortlaufenden Bibellesung, daß sich hier der Text der

Bibel in uns einsenkt und in Schichten einträgt, die nicht nur der Verstand erreicht, sondern wo das Herz, das Innere des Menschen mit gemeint ist.

Eine stille Bibliothek

Ich habe gute Erfahrungen damit gemacht, in längeren Krankheitszeiten Psalmen auswendig zu lernen und Texte des Evangeliums. Je älter ich werde, desto häufiger greife ich auf diese stille Bibliothek zurück. Denn es gibt immer Zeiten im Leben — und keine, und keiner von uns weiß, wie nahe sie uns schon sind — wo ich ganz und gar auf das angewiesen bin, was ich in Erinnerung habe, im Gedächtnis. Es ist keineswegs gleichgültig, woran ich mich erinnere. Was ich ergreife, nehme ich in meinen Griff. Was ich erinnere, nehme ich in mein Inneres. Es ist ganz wichtig, was ich in meinem Inneren aufbewahrt habe für die Zeiten, da mir Hilfe not sein wird, woran ich mich dann erinnern kann. Denn nur wenn ich mir gestern etwas zu Herzen genommen habe, kann ich morgen etwas aus vollem Herzen tun. Und nur wenn ich in mir selber etwas Helle, Freundliches, Tröstliches aufbewahrte, muß ich mich nicht fürchten, zu mir selber zu kommen. Deshalb ist es wichtig, daß der Herr sagt, er wolle sein Wort in unser Herz und in unseren Sinn schreiben, und daß wir uns erinnern, daß wir Jesus Christus im Gedächtnis halten sollten.

Ich habe vor Jahren eine alte getaufte Jüdin zum Sterben begleitet, jahrelang. Sie hatte Theresienstadt überlebt, sie hat ihre drei Kinder eines nach dem anderen verloren. Sie ist oft mit mir im Gespräch gewesen, und jede von Ihnen, jeder von Ihnen, der im Pfarramt steht, kann ähnliche Situationen berichten. Jedesmal, ehe ich von ihr aufbrach, haben wir einen Psalm gelesen, den Psalm 126 „Wenn der Herr die Gefangenen Zions erlösen wird, dann werden wir sein wie die Träumenden.“ Das war dann sozusagen unser Psalm. Kein Gespräch, kurz oder lang, hat geendet, ohne daß wir am Schluß diesen Psalm gesprochen haben. „Dann wird unser Mund voll Lachens und unsere Zunge voll Ruhmens sein, dann wird man sagen unter den Heiden, der Herr hat Großes an ihnen getan.“

Als es dann zum Sterben ging, war ich selber eine Weile krank gewesen. Als ich in ihre Wohnung

kam, war sie schon in die Klinik übergeführt worden. Als ich in die Klinik kam, sagte man mir, sie ist nicht mehr ansprechbar; sie hat schon seit Tagen nichts mehr gegessen und ist seit einigen Tagen — mindestens seit gestern — nicht mehr ansprechbar. Aber Sie können zu ihr hineingehen. Sie lebt noch. Sie können von ihr Abschied nehmen. — Ich bin in das Krankenzimmer gegangen, und da lag sie ohne ein Zeichen des Erkennens in diesem letzten Stadium ihres Weges im Sterben. Ich habe eine halbe Stunde an ihrem Bett gesessen und Abschied von ihr genommen. Ehe ich aufbrach, mehr für mich, in Erinnerung an das Gewesene, habe ich unseren Psalm gesprochen: „Wenn der Herr die Gefangenen Zions erlösen wird, dann werden wir sein wie die Träumenden.“ Plötzlich, wie aus unendlicher Ferne, sprach sie mit: „dann wird unser Mund voll Lachens und unsere Zunge voll Ruhmens sein.“

Sie war schon unendlich weit auf dem Weg, der der letzte ist, ganz weit entfernt von unserer Wirklichkeit. Aber diesen Text hat sie mitgenommen, und er hat sie auch noch erreicht; auch als ich ihn weitergesprochen habe und ihre Stimme dann wieder verstummte. „Die mit Tränen säen, werden mit Freuden ernten. Sie gehen hin und weinen und tragen edlen Samen und kommen mit Freuden und bringen ihre Gabe.“ Ich denke, sie hat noch Amen gesagt.

Gott schenke uns, daß wir so mit der Bibel sterben können, weil wir mit der Bibel leben.

Dr. Klaus Peter Hertzsch ist Professor für Praktische Theologie an der Evangelisch-Theologischen Fakultät der Universität Jena. Seine Anschrift: Ricarda-Huch-Weg 12, 0 6900 Jena.

Die Kirche hat die Heiligen Schriften immer verehrt wie den Herrenleib selbst, weil sie, vor allem in der heiligen Liturgie, vom Tisch des Wortes Gottes wie des Leibes Christi ohne Unterlaß das Brot des Lebens nimmt und den Gläubigen reicht. In ihnen zusammen mit der Heiligen Schrift sah sie immer und sieht sie die höchste Richtschnur des Glaubens.

*Zweites Vatikanisches Konzil
Dogmatische Konstitution über die göttliche Offenbarung*

Von Angesicht zu Angesicht

Kunststudenten im Altenheim

Über viele Jahre hin haben Studenten aus der Klasse für Allgemeine künstlerische Ausbildung an der Staatlichen Akademie der bildenden Künste in Stuttgart mit ihrem Professor Dieter Groß und dessen Assistenten Peter Wörfel und Rolf Altena im Karl-Wacker-Heim Stuttgart gezeichnet. Nach zehn Jahren haben 83 Studierende und die drei Lehrer ein Ausstellungsprogramm angeboten, das an verschiedenen Orten in Baden-Württemberg gezeigt worden ist. Die Ausstellungen sind dokumentiert in einem Katalog „Von Angesicht zu Angesicht“, aus dem wir an dieser Stelle Texte und Bilder veröffentlichen. Wir danken Dieter Groß für die selbstverständliche Bereitschaft, uns bei dieser Publikation zu unterstützen.

Kunstakademie und Altenheim

Diese besondere Thematik, gesucht und gefunden in einem wenig spekulativen Fleckchen (Um-)Welt, versteht sich keineswegs als so selbstverständlich, wie man das vielleicht vermuten möchte. Zumindest ist festzuhalten, daß sich das über nunmehr zehn Jahre hinweg ohne Unterbrechung durchgeführte Projekt nicht ganz mühe-los oder eben wie von selbst entwickelt hat.

Nachdem der Wunsch artikuliert worden war, Wirklichkeit an solchen Orten zu erfahren und zu erleben, wo unmittelbare Betroffenheit stattfinden kann, wo ausgesprochen persönliche Empfindungen Raum haben, wo der vielfach abgegriffene Begriff „Motiv“, also das einen Bewegende, noch in vollem Wortsinn zutrifft, dauerte es doch geraume Zeit, bis unserem Unternehmen „Malen und Zeichnen im Altenheim“ — wie es heute regelmäßig im Studienführer der Akademie heißt — letztendlich grünes Licht gegeben werden konnte.

Zunächst begegnete uns viel Stirnrunzeln, Zurückhaltung, (Über-)Vorsicht, Befürchtung, mitunter sogar Mißtrauen. Die Tür zum Heim stand uns beileibe nicht sperrangelweit offen. Letztlich ist es wohl mehr einem persönlichen Umstand zuzuschreiben, den Fuß in besagte Türen zu bringen: Der Bruder meines Vaters führte zu dieser Zeit die Geschäfte im Karl-Wacker-Heim und war dankenswerterweise bereit, in der Anfangsphase das Risiko

eines solchen Vorhabens mitzuverantworten und mitzutragen.

Im Vorfeld türmte sich ein beachtlicher Berg von Ängsten, Zweifeln und Eventualitäten auf: Wie vertragen sich Alte und Junge? Wie ertragen die Bewohner die gewünschten Sitzungen, wie stehen sie die 90 Minuten durch, wie halten sie den fixierenden, bohrenden Blicken stand? Wie wird auf das zu vermutende Offenlegen der ausgeprägten Spuren des Alters und Alterns reagiert? Wie werden Bildwirklichkeit gewordene körperliche Unebenmäßigkeiten und Gebrechen verkraftet? Wo wird eine solche Darstellung peinlich, brutal, unzumutbar, allzu intim und allzu direkt? Der Grat erscheint schmal, wo Gebrechlichkeit zur Sensation gerät, unbarmherzig bloßgestellt, ausgeschlachtet. Gibt es eigentlich nicht so etwas wie Persönlichkeitsschutz? Gibt es nicht die Kategorien Anstand, Takt, Zurückhaltung, Achtung vor der Würde eines anderen, zumal einer fremden Person? Was passiert mit den im Altenheim gefertigten Arbeiten? Wo könnten sie gegebenenfalls nicht überall auftauchen, wer kann diese wie und wo mißbrauchen?

Fragen über Fragen. Wir können heute froh sein, daß diese in der Bandbreite von „verschwommen“ bis „fatal“ reichenden Bedenken, daß die juristische Argumentation nicht die Oberhand gewann! Ich bin sehr dankbar um die gebotene Chance, dieses Projekt „vernünftig“, also mit offenen Augen, mit wachem Herzen, mit gesundem Menschenverstand anzupacken. Ich bin ausgesprochen dankbar für das Stück geschenktem Vertrauen, durch das es mir ermöglicht wird zu lernen und zu beweisen, menschlich miteinander umzugehen.

Noch ist die Situation Altenheim jung, neu und herausfordernd. Noch geschieht — wie anfangs konzipiert und erhofft — künstlerische Arbeit aus Betroffenheit. Die Motive, die Szenen, das Ambiente, das Milieu, die Atmosphäre lassen einen nicht gleichgültig treffen, gehen unter die Haut. Dennoch läßt sich einiges festhalten:

1. Unmerklich und gleichsam unter der Hand erfolgten Veränderungen. Wir kamen anfangs zu festen Zeiten — im monatlichen Veranstaltungskalender des Heimes angekündigt — kaum mal, im Einzelfall, zu anderen Zeiten angesagt. Heute gibt es



Zeichnung: Joachim Fleischer

weniger feste Termine. Die Besuche erfolgen größtenteils spontan, zwanglos, aus eigenem Antrieb, laufen in weit persönlicherem Rahmen ab. Anfangs gab es das Fotografen-Sonntagsgesicht — ein

schnelles übers Haar streichen, ein Zurechtrücken der Kleider, um dann in Positur zu gehen. Heute ist das natürliche Verhalten, das ungeschönte, ungeschminkte Sich-geben Trumpf.

2. Ganz unbelastet, ganz problemfrei, so ganz ohne Vorbehalte ist die Sache ja nun verständlicherweise auch wieder nicht. Da gibt es Heimbewohner, denen jedes neue Gesicht Unbehagen bereitet, unwillkommen ist. Da gibt es Studierende, die — manche Statements belegen dies — sich als Voyeure fühlen. Da gibt es mir eigentlich recht nahestehende Kollegen, die bisweilen massiv über derart „unmenschliche“ Themen und Ansichten stöhnen. Da gibt es Ausstellungssituationen und öffentliche Einrichtungen bis in obere und oberste Ränge hinein, die angesichts solch unbequemer Thematik stillhalten, sich winden und herausreden — um damit lebensnotwendige Einsichten kraft Amtes zu tabuisieren.

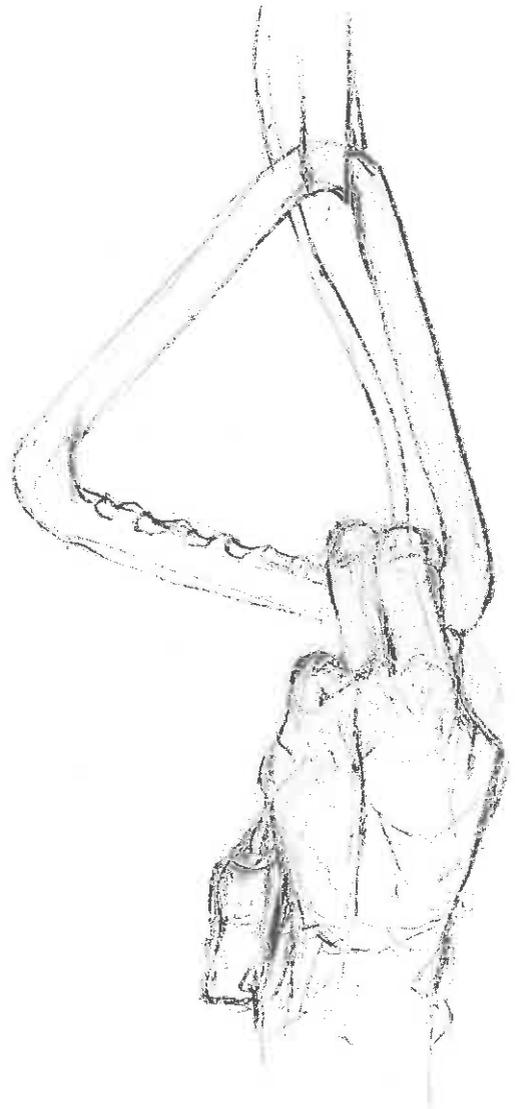
Nicht zuletzt vor diesem Hintergrund erscheint mir das Projekt nach wie vor sinnvoll. Ich bin froh und dankbar um diese Erfahrungen. Mein Dank gilt gleichermaßen der Offenheit der Heimleitung wie der Geduld der Heimbewohner. Ich bin froh, wenigstens mitunter als zum Heim gehörig betrachtet zu werden. Wir — die Bewohner im Heim und die Gäste aus der Akademie — wollen uns auch weiterhin gerne „stören“. Denn Störung bedeutet ja bekanntlich Leben, bedeutet Ereignis, bedeutet Aktion.

Dieter Groß

Kunststudenten im Altenheim

Wir sind darauf vorbereitet, daß unsere Mal- und Zeichenstudien im Altersheim nicht beschaulich und reibungslos ablaufen werden. Etwas unsicher und skeptisch betreten wir schließlich den Aufenthaltsraum. Wir fallen als bunter, ungeordneter Pulk ein, der plötzlich ins Stocken gerät: An den Wänden gegenüber sitzen unsere Modelle, dunkle, fast regungslose Gestalten. Aus zerfurchten Gesichtern blicken blasse Augen unsicher und skeptisch.

In diese erste Spannung hinein wirkt die spontane, offenerzige Feststellung, die schließlich von „Oma Helene“ kommt, wohltuend: „Es ist schön, so viel' junge Leut' auf einem Haufen zu sehen.“ Auf beiden Seiten unterschiedliche Reaktionen. Bei uns Jungen beobachtet man den seltenen Fall, daß ungeniert leutselig ein Kontakt gesucht wird. Andere haben sich mit einem Stuhl in die entfernteste Ecke



Zeichnung: Joachim Fleischer

zurückgezogen und vertiefen sich völlig ins Arbeiten. Die meisten sitzen jedoch ihren Modellen direkt gegenüber, allerdings schweigsam, denn Gesprächsstoff fehlt.

Es ist klar, das ständige Fixieren unserer Modelle verursacht nicht selten einiges Unbehagen. Die

Reaktion besteht aus einem verschreckten Augenzwinkern. In solchen Momenten wird die Kluft zwischen den Generationen deutlich: Die einen haben das Leben noch vor sich, sie können noch Forderungen stellen. Für die anderen ist dies Vergangenheit. Ob es ihnen als Verlust erscheint? Ob wir ihnen diesen Verlust allzu deutlich, schmerzhaft vor Augen führen?

Für Momente wird der krasse Unterschied zwischen uns Jungen und unserem Gegenüber peinlich. Es beschleicht einen das Gefühl, als ob man unverdient in der besseren Position ist. Irgendwie kommt so etwas wie das schlechte Gewissen durch. Nebensächliche Bemerkungen, bedeutsame Blicke und später auch direkte Hinweise geben Einblicke in ein Leben, das viele Heimbewohner nicht zufriedenstellt. Viele haben offenbar das Gefühl, sich in einem Wartesaal zu befinden, dessen Eingangstür nur von außen zu öffnen ist. Altersheime als friedliche Oasen, als Stätten eines beschaulichen Lebensabends? So ist das Bild, das wir uns gemacht hatten, ein Bild, das der Wirklichkeit nicht standhält. Das Warten auf den Tod bestimmt die Atmosphäre: „Beinahe jeden Tag stirbt einer hier“, berichtet ein alter Mann. Nur wenige der Bewohner des Heimes scheinen nicht in einem Gefühl der Leere, der Nutzlosigkeit und Unselbständigkeit gefangen zu sein.

Doch brauchen gerade diese bescheidenen Menschen einen Zuhörer, einen, der dieselben Geschichten nicht zum hundertsten Male hört, sondern noch staunen kann. Der Zimmernachbar im Heim kann dies längst nicht mehr. Besuch von draußen ist lebensnotwendig; doch der verirrt sich viel zu selten in ein Heim. Schade; vor allem auch, weil so das Erlebnis verpaßt wird, durch ganz wenig Anstrengung, nur durch etwas Freundlichkeit, in einem Gesicht ein Lächeln hervorzurufen, in einer nüchternen Umgebung einen Funken Lebensfreude zu wecken.

Meist bleibt das Gespräch mit alten Leuten einseitig. Der Besucher erhält zwar Einblicke in das Leben des alten Menschen, doch der umgekehrte Fall tritt selten ein. Es bleibt bei Belanglosem über das Wetter, das Essen oder gerade gefertigten Skizzen. Den alten Leuten fehlt offenbar vielfach eine Vorstellung vom Alltag der Jüngeren.

Nach drei Nachmittagen im Altersheim kennen wir schon einiges aus dem Leben und Denken unserer Alten, auch Sturheit. Mit der Zeit stellen wir fest, daß auch der Klatsch und Tratsch reiche Früchte trägt. Kein Wunder, muß doch Klatsch in dieser isolierten Welt ein befriedigendes Betätigungsfeld abgeben. Unter vorgehaltener Hand erfahren wir auch als Fremde: „Störenfriede haben wir hier einige.“

Porträtieren im Altersheim, das ist für uns junge Leute keine beschauliche Angelegenheit. Mancher bleibt nach dem ersten oder zweiten Nachmittag dem Heim lieber fern, als in der bedrückenden Atmosphäre zu arbeiten. Hoffnungslosigkeit und Leere gehen an die Nieren; dazu das Bewußtsein, daß viele der Alten nicht freiwillig im Heim sind, sondern hierher abgeschoben wurden.

Eine Erkenntnis bleibt haften: Die „Eigenarten“ der betagten Männer und Frauen, auf die wir vorbereitet wurden, sind eigentlich gar nicht so sehr eigenartig, sondern selbstverständliche Reaktionen. Verhaltensweisen, die auch uns betreffen würden, wenn wir das Altwerden eines Menschen in der Familie miterlebten, wenn wir noch wie anno dazumal lebten, also drei oder vier Generationen unter einem Dach.

Marlene Fetzer-Hauser

Nachdenken über Begegnungen

Fast schon eine Institution, die zum Sterbehaus wird. Einziger Weg und Schlußstrich ist in einem solchen Haus nur letztlich das Sterben. Manch einer bringt für viel Geld Alter und Tod bequem im Altersheim unter. Sind alte Menschen lästig, unbequem, hinderlich in der Familie? Oder gibt es im Alter keine Familie mehr?

Joachim Fleischer

Bei meinen Besuchen im Karl-Wacker-Heim versuche ich, Beobachter zu sein. Die reine Beobachtung bietet mir die Möglichkeit zu reagieren und zu verarbeiten. Die sichtbare Verfall wirkt erschreckend und desillusionierend. Totale Realität spielt sich hier auf engem Raum konzentriert, grausam und erbittert ab:

Persönlichkeiten werden aufgegeben. Der Mensch als soziales Wesen löst sich auf. Leute verschwinden schließlich ohne Kommentar.

Alexander Fluhr



Zeichnung: Roland de Fries

Beim Zeichnen im Altersheim, in dieser besonderen Situation, wird einem manches voll bewußt, was man eigentlich auch so weiß. Zum Beispiel die einfache Tatsache, daß diese alten Menschen nicht mehr umziehen werden, denn im Altersheim bleibt man und im Altersheim stirbt man. Es wird deutlich, was es für sie bedeutet, herausgerissen zu sein aus ihren Zusammenhängen, herausgelöst aus ihrer Umgebung, nicht mehr selbst zu bestimmen, sondern bestimmt zu werden wie Kinder, ohne Aufgabe zu sein und nur noch zu warten, auf Besuch oder anderes — letztlich auf den Tod. Es stellt sich die Frage nach der Qualität unserer gesellschaftlichen Ordnung, die solche Institutionen notwendig macht. Humanismus in Deutschland?

Matthias Bendau

Im Altenheim. Endstation. Schrottplatz. Müllkippe der Jungen. Lebende Ruinen, Haut und Knochen, verwachsen mit dem Rollstuhl. Professionelle „Zuwendung“ des Personals je nach Rente inbegriffen, das Ritual der Mahlzeiten als einzige Abwechslung. Dazwischen: Brüten, Lallen, Fetzen der Erinnerung, Angst vor der Erlösung. Gevatter Tod braucht seine Sense nicht mehr zu schärfen. Der nächste Wetterumschlag wird sie holen.

Frido Hohberger

Sie saßen auf der langen Bank und warteten. Zunächst auf uns, darauf, Beachtung geschenkt zu bekommen, dadurch daß einer von uns sie oder ihn zeichnen würde. Aber, es sah so aus, wie wenn sie so ihr Leben verbringen würden. Wartend. Leben, indem man auf den Tod wartet. *Regina Menzel*

Zu anfangs — die Freude über die tollen Köpfe, dann -Erstaunen darüber, wie jung manche sind (was tun „die“ hier? — andererseits: was tun die „anderen“ hier?) Später — die Resignation des Modells schimmert durch die Zeichnung — erst jetzt fühle ich mich mit der ganzen Situation konfrontiert, spüre, wie mir eine Stellungnahme abverlangt wird . . . die ich schließlich verweigere . . .

Tatjana Mitzel

Was ich wahrgenommen habe, sind zutiefst unglückliche Wesen, die aus ihrer Familie, aus ihrer gewohnten Umgebung herausgerissen wurden. Entwurzelte und zerstörte Menschen, die auf ihre Erlösung, das Sterben, warten. *Rolf Schwarz*

Drei Monate zeichnen im Altersheim — das bietet Einblicke in einen Teilbereich unseres gesellschaftlichen Lebens, der mir bisher fremd war. Isolation und Entfremdung bei alten Menschen, Begriffe, die an Inhalt gewinnen. Nicht nur über das Zeichnen, mit allen Sinnen erfahre ich die Kälte und Unwirtlichkeit, die von diesem Ort ausgehen. Kein vertrauter und gewachsener Schutzmantel, kein schöner Platz zum Sterben! Darüber können weder fromme Sprüche noch Photographien von glücklichen, alten Menschen hinwegtäuschen: Ein Heim ist das hier nicht. Aber eben doch so oft bundesdeutsche Realität.

Roland de Fries

Zeichnen im Altenheim bedeutet nicht Porträtzeichnen aus ästhetischer Sicht, sondern zeichnen im Altenheim ist zunächst eine Begegnung von Vergangenheit und Zukunft in Gestalt von alten und jungen Menschen, somit eine soziale Erfahrung. Dabei ist eine Auseinandersetzung mit dem Tod unausweichlich. Wobei der Prozeß des Sterbens mir wichtiger erscheint als der Tod selbst, da der Tod als abstrakter Begriff nicht verändert werden kann, jedoch der Vorgang des Sterbens, der im Grunde mit der Geburt eingeleitet wird, von der Umwelt abhängig ist. Dies wird einem besonders deutlich im Altenheim vor Augen geführt. Hier trifft man Menschen, die zum Sterben abgeschoben wurden — verleugnet und verdrängt von ihrer Umwelt.

Erwin Herbst

. . . die Abstellgleisfunktion dieser Stätte des organisierten Wartens auf den Tod . . .

Hartmut Ohmenhäuser

Was für ein Mensch muß man geworden sein, um gegen so viel Isolation, Lieblosigkeit und Kommunikationsmangel innerlich standzuhalten?

Marianne Ziegler

In meinem Alter ist der Tod noch etwas sehr Abstraktes, im Altenheim geht er aus und ein.

Günther Zitzmann

Dieter Groß ist Professor an der Staatlichen Akademie der bildenden Künste Stuttgart und ist deren Prorektor. Er leitet eine Klasse für Allgemeine künstlerische Ausbildung und ist Leiter der Kunsterzieherausbildung. Seine Anschrift: Am Weißenhof 1, 7000 Stuttgart 1.

Jahr mit der Bibel 1992

Projekte und Arbeitshilfen

Jahr mit der Bibel 1992

Eröffnungsfeier

In Stuttgart wurde am 25. Januar das Jahr mit der Bibel feierlich eröffnet. Die neue Kongreßhalle hat 1800 Plätze; 1200 Interessenten mußten leider draußen bleiben. Von vielen Teilnehmern wurde die Eröffnungsfeier geradezu als ein Fest der Ökumene empfunden. Es herrschte ein Gefühl großer Zusammengehörigkeit: Die Bibel verbindet uns! Wenn davon auch etwas durch das Bibeljahr in die Gemeinden ausstrahlte: Wäre das ein Fortschritt! Die Eröffnungsveranstaltung war auf profimäßigem Niveau. Ein Journalist erklärte hinterher, so etwas habe er den Kirchen nie zugetraut. Immerhin gibt es auch noch positive Überraschungen mit der Kirche!

Bibelferienkurs

Inzwischen ist auch der Ferienkurs zum Bibeljahr fertiggestellt. Er fußt auf dem „Grundkurs Bibel“ des Katholischen Bibelwerks. Der Bibelferienkurs ist zu bestellen bei der Geschäftsstelle „Jahr mit der Bibel“, Balinger Straße 31, 7000 Stuttgart 80.

Bibeljahrbuch

Ein ausgesprochener Renner ist unser diesjähriges Bibeljahrbuch geworden. Leider war es vor Weihnachten restlos ausverkauft. Inzwischen schrupft die zweite Auflage schneller zusammen, als wir erwartet haben, und wir denken an eine dritte! Offenbar haben viele Gemeinden und kirchliche Gruppen unsere Anregung aufgegriffen, sich im Bibeljahr den „Bibeltext des Monats“ vorzunehmen. Unser Bibeljahrbuch bietet zu zwölf ausgewählten Bibeltexten eine exegetische Hinführung sowie jeweils Anregungen für die Gruppenarbeit mit dem Text. Bestellungen richten Sie bitte an die Versandbuchhandlung des Katholischen Bibelwerks GmbH, Silberburgstraße 121, 7000 Stuttgart 1.

Werkbuch „Bibel vor Ort“

Auch unser Werkbuch zum Bibeljahr war rascher vergriffen, als wir dachten. Inzwischen ist die zweite Auflage fertiggestellt. Das Werkbuch enthält viele konkrete Arbeitsmodelle für die Bibelarbeit, sieben für Kinder, sieben für Jugendliche, fünf für Familien, sechs für Erwachsene. Es ist natürlich nicht eigentlich ein Buch zum Durchlesen, sondern eher eine Schatztruhe, in die man öfter einmal hineingreift, um jeweils das Passende herauszuholen. Das Werkbuch kann über unsere Versandbuchhandlung bestellt werden.

Geschäftsstelle überlastet

Die Geschäftsstelle des Katholischen Bibelwerks geriet Anfang Januar auf Grund einer Anfragenlawine aus der ganzen Bundesrepublik zeitweise hart an den Rand ihrer Möglichkeiten. Das Telefon schellte zeitweise den ganzen Tag ohne jede Pause. Manche Anrufer sind gar nicht durchgekommen. Unsere MitarbeiterInnen haben sich nach Kräften bemüht, den Anfragen gerecht zu werden. Wenn es dennoch hier und da gehakt hat, jemand telefonisch nicht durchgekommen ist. Unsere Geschäftsstelle ist sehr klein, personalmäßig nicht sonderlich stark besetzt. Wir können uns im Moment auch nicht leisten, sie auszuweiten. Wir bitten einfach um Verständnis, wenn wir hier und da nicht helfen können. Unseren MitarbeiterInnen möchte ich an dieser Stelle ein ganz herzliches Wort des Dankes sagen, daß sie sich nach Kräften bemüht haben, dem Riesenansturm der Anfragen gerecht zu werden. So sehr uns das alles hier in der Geschäftsstelle natürlich auch belastet, so sehr freut uns das riesige Interesse, das durch das Bibeljahr wachgerufen wurde. Uns scheint es fast so, als hätten viele Leute auf die Idee eines Bibeljahres geradezu gewartet!

Mithilfe bei der Werbung

Noch einmal möchte ich an alle unsere Mitglieder appellieren, uns bei der Werbung für unsere Zeitschriften zu unterstützen. Das Bibeljahr bietet hier unglaublich viele Möglichkeiten, die wir leider von uns aus gar nicht alle wahrnehmen können. Es wäre schön, wenn Sie als Mitglieder mit darauf achten würden, daß Bibelausstellungen, Bibelseminare etc. auch mit Werbematerialien unseres Bibelwerks bestückt werden. Sie können unseren Werbeprospekt „Das Bibelwerk stellt sich vor“ in beliebiger Anzahl bei uns bestellen. Auch senden wir Ihnen gerne eine begrenzte Anzahl von Werbeexemplaren unserer beiden Zeitschriften zu.

Mitgliederentwicklung positiv

Auch im vergangenen Jahr hat sich die Zahl unserer Mitglieder leicht erhöht, um genau 58! Das ist zwar nicht der große Sprung nach vorn, den wir uns erhofft hätten, aber immerhin! Für das laufende Jahr zeichnet sich eine positive Entwicklung ab. Offenbar wird das Bibeljahr uns hier einen großen Zuwachs an Mitgliedern bescheren. Dankbar wären wir allen Mitgliedern, wenn sie Freunde und Bekannte auf unsere Zeitschriften aufmerksam machen könnten. Denn sie sind ja wirklich gut und hilfreich, finden wir, und verdienen eine viel stärkere Verbreitung.

Franz-Josef Ortkemper

Bibel live

„Ein fröhliches Fest mit Musik, Kabarett, Tanztheater und interessanten Talkgästen“

steht auf dem gedruckten Programm für die Eröffnungsfeier zum „Jahr mit der Bibel“, zu dem die in der ACK vertretenen Kirchen in den neuen Hegelsaal des Kongreß- und Kultur-Zentrums „Stuttgarter Liederhalle“ eingeladen haben. Das geschäftsführende Gremium hat sich nicht verschätzt: Die Bibel ruft, und alle, alle kommen! Lk 14,24 geht nicht in Erfüllung . . . Gut, daß ich mir eine Eintrittskarte besorgt habe! Sonst müßte ich mich jetzt im Foyer bei den Jüngern von Johannes Gutenberg und zwischen verschiedenen Ausstellungen vergnügen.

Ein buntes Völkchen hat sich hier versammelt; Gesichter wie Garderobe heben sich wohltuend ab vom Konzertstandard, den man sonst in diesen Räumen antrifft. In dem Stimmengewirr lassen sich viele un-schwäbische Akzente ausmachen; schließlich geht es auch auf dem Podium „gesamtdeutsch“ zu. Meine Erwartung, viele bekannte Leute zu treffen, erfüllt sich nicht. Also setze ich mich auf den vorletzten freien Platz und beschließe für mich, genüßlich den Darbietungen in Wort und Ton zu lauschen.

Der erste Eindruck berührt mich sympathisch: Die Moderation ist absolut professionell. Dr. Christiane Wagemann und Andreas Malessa benötigen nur einen kurzen Anlauf, um Publikum und Programm in den Griff zu bekommen. Wozu haben wir auch ein Funkhaus mit 1500 Mitarbeitern in der Stadt? Gelernt ist gelernt!

Ich muß zugeben, daß ich mich an diesem späten Nachmittag nicht nur für den Inhalt der Darbietungen interessiert habe, sondern mehr noch für die Art und Weise, wie die Dinge serviert werden. Und da hat nicht alles die Qualität der Moderatoren erreicht. Um der Sache willen habe ich das bedauert.

Viel Zeit wird den Leuten eingeräumt, die sich zur Diskussion auf dem Podium versammeln. Genau genommen kommt gar keine Diskussion zustande; die Prominenten auf dem Sofa müssen vor allem Rede und Antwort stehen. Und die Frage an alle heißt natürlich: Wie hältst Du's mit der Bibel? Landesbischof Engelhardt/Karlsruhe, der Ratsvorsitzende der EKD, weiß spannend zu erzählen und humorvoll mit Details aufzuwarten. Diesem Mann hört man gerne zu.

Bischof Lehmann/Mainz, der Vorsitzende der Deutschen Bischofskonferenz, hat es etwas schwieriger. Frau



Der Gospel-Chor Oslo



Der Kabarettist Hanns Dieter Hüsch

Wagemann will von ihm wissen, ob er sich denn auch privat mit der Bibel beschäftige. Man hört die unausgesprochene Vermutung der Moderatorin mitschwingen, die Katholiken hätten mit der Bibel bekanntlich weniger „am Hut“ als die evangelischen Nachbarn. Aus ihrem Gesprächsbeitrag wird deutlich, daß ihr das spirituelle Umfeld eines katholischen Bischofs fremd ist. Sie weiß nichts vom Stundengebet, früher Brevier genannt, das fast ausschließlich aus Heiliger Schrift besteht. Und offensichtlich kennt sie auch nicht die liturgische Ordnung der Meßfeier, die bekanntlich für jeden Werktag zwei Schriftlesungen vorsieht und für die Sonntage deren drei.

Wenn man dem Bischof groteskerweise unterstellen wollte, er bete a. kein Stundengebet und feiere b. keine Eucharistie (von den anderen Sakramenten einmal ganz abgesehen), dann bleibt von Amts wegen die Bibel natürlich nur noch für den Predigttext. Und man kommt logisch-schlußfolgerungsweise zu der Frage, ob der Bischof denn sonst auch noch etwas mit der Bibel zu tun habe? Schade, daß die liturgischen Zusammenhänge von niemandem angesprochen werden; sie hätten bei manchem evangelischen Zuhörer ein Aha-Erlebnis ausgelöst.

Ein hohes Lob ohne Wenn und Aber muß man dem Gospel-Chor zollen, der eigens aus Oslo eingeflogen worden ist. Ob sich solcher Aufwand lohnt? Die Frage wird von den Zuhörern mehrheitlich entschieden: Sie fordern Zugaben. Eine solche Ehre ist bei diesem Festival sonst niemandem zuteil geworden.

Mich persönlich hat auch Hanns Dieter Hüsch, der Kabarettist aus Köln überrascht. Was er sagt, hat Hand und Fuß, entspricht offensichtlich seiner persönlichen Überzeugung und wirkt doch weder penetrant noch peinlich. Der Könnner kann sich nicht verleugnen!

Mir — vielleicht auch vielen anderen — bislang völlig unbekannt ist ein Liedermacher mit Gitarre: Manfred Siebold aus Mainz. Zunächst befürchte ich, man werde von ihm mit ein paar Stückchen abgespeist, die aus Rührseligkeit und guter Absicht gemischt und mit technisch-musikalischer Dürftigkeit angerichtet seien. Aber der bescheidende Sänger läßt aufhorchen! Er weiß seine Gitarre wie selbstverständlich zu handhaben, und er kann seine religiöse Erfahrung ausdrücken. „Von deinen Worten können wir leben“: Das nimmt man ihm ab. Gerücheweise bekomme ich mit, von Amts wegen sei dieser



Dr. Christiane Wagemann mit Bischof Dr. Karl Lehmann

Mann Professor für amerikanische(?) Sprachwissenschaft an der Universität Mainz. Hut ab!

Mit gemischten Gefühlen verfolgte ich das Tanz- und Bewegungs-Theater, dargeboten vom Freien Theater Berlin. Ein vom Schnürboden herabschwebender Apfel signalisiert das Thema: Adam, wo bist du? Das in ein bescheidenstes Vokabular an Schritten und Bewegungen gegossene Geschehen aus Genesis 3 kann vielleicht Schülern Eindruck machen. Aber dann dürfen sie noch nie „richtiges“ Ballett gesehen haben! Und gerade dafür sind in Stuttgart die Voraussetzungen denkbar schlecht... Nicht auszudenken, mit welchem Feuerwerk die Eleven John Crankos aus unserer Ballettschule das Publikum verzaubert hätten!

Entschieden ärgerlicher als die Darbietungen der Berliner Vorstadtbühne ist das Schlußwort des Pfarrers der Stuttgarter Stiftskirche. Da er nach Hanns Dieter Hüsch zu Wort kommt, könnte man seinen Beitrag noch als belanglosen Anhang zu dessen geistreichem Kabarett abtun. Aber so will dieser Mann seinen Auftritt selbst wohl nicht verstanden wissen. Doch was will er mit seinen Wortergüssen bewirken? Es ist zwar viel von Licht die Rede, doch erleuchtet sind sie nicht. Der autosuggestive

Versuch gipfelt in einem Bekenntnis. Doch wen überzeugt es? Ich bin traurig, daß eine so gute Veranstaltung einen so kläglichen Abschluß findet.

Einen bleibenden, tiefen Eindruck haben auf mich die Worte von Klaus Peter Hertzsch gemacht, seines Zeichens Professor für Praktische Theologie an der Universität in Jena. Die Ankündigung einer Erzählung läßt Erinnerungen an seine Biblischen Balladen wach werden, die man schon lange nicht mehr eigens empfehlen muß. „Hertzsch“ ist eine Qualitätsbezeichnung! Doch heute gibt es keine Ballade, sondern „nur“ biblische Prosa: die Erzählung vom äthiopischen Kämmerer aus Apostelgeschichte 8.

Zunächst hört sich das alles ganz simpel an. Aber bald merke ich, daß der frei redende Mann seine Worte sehr wohl gewählt hat. Keines ist zu viel. Das Sprachniveau wird nirgendwo verlassen, der Ausdruck ist ganz uneitel und ungestelzt. So müßte man Bibel erzählen können! Professor Hertzsch ist wohl der bescheidenste aller Akteure bei diesem Festival gewesen. Und doch hat mir seine Verkündigung der biblischen Botschaft am meisten Freude bereitet.

Rainer Ruß



Ein Forscherleben für den Sinai

Zum Tod von Prof. Dr. phil. Dr. theol. Paul Maiberger

Nicht einmal volle fünf Jahre waren Paul Maiberger für seine selbständige Lehrtätigkeit als Professor für die Exegese des Alten Testaments und für die Hebräische Sprache an der Universität Passau vergönnt; allzu früh, erst fünfzigjährig, hat ihn Gott in die letzte Erfüllung aller Verheißungen gerufen: am 21. Januar 1992 ist er in Passau einer schweren Krankheit erlegen, die er, immer deutlicher um seinen nahen Tod wissend, mit großer Geduld und mit der ihm allezeit eigenen geradezu heiteren Gelassenheit getragen hat.

Am 25. Januar 1992 nahm eine große Zahl von Verwandten und Freunden, Kollegen und Schülern in Lorsch, wo er am 18. April 1941 geboren war, bewegt von ihm Abschied. In der Predigt beim Requiem kam er noch einmal selbst zu Wort in Zitaten aus verschiedenen Arbeiten, nicht zuletzt aus seinem letzten Buch. Kollegen rühmten seine wissenschaftlichen Leistungen, auch seine außerordentliche Sprachbegabung: er konnte mit zwölf, vor allem altorientalischen Sprachen umgehen. Der Vertreter des Bischofs von Passau dankte für die ständige Bereitschaft zur Aushilfe in der Seelsorge und für die Vortrags-tätigkeit im Bistum Passau (für seine Tätigkeit in Mainz gilt gleiches). Ein Freund aus der gemeinsamen Schul- und Studienzeit erinnerte daran, wie sich das Interesse für fremde, alte Kulturen, aber auch ein durchaus mit skurrilen Zügen versetzter Humor schon früh bemerkbar machten. Alle sprachen von der eindrucksvollen Höflichkeit, Freundlichkeit und Bescheidenheit Paul Maibergers, der es nie nötig hatte, seine Gelehrsamkeit zur Schau zu stellen.

Dabei ist es ein umfangreiches Werk, das zwischen Theologiestudium und Priesterweihe 1971 und dem frühen Tod entstanden ist. Bereits im Jahr seiner Priesterweihe hatte Maiberger mit der Herausgabe des „Buches von der kostbaren Perle“ des arabischen Schriftstellers Severus Ibn al Muqaffa zum Dr. phil. promoviert. 1981 folgte der Dr. theol. mit einem zweibändigen Werk, in dem in akribischer Kleinarbeit alles Wissenswerte über „Das Manna“ zusammengetragen ist. Zwei Jahre später, 1983, wurde Maiberger mit seinen „Jopographischen und historischen Untersuchungen zum Sinaiproblem“ habilitiert.

Die genannten Titel verraten Ziele und Eigenart seines wissenschaftlichen Arbeitens: es kreiste um die Probleme, die sich mit dem Sinai, dem heiligen Gottesberg des Alten Testaments, verbinden. Dabei griff Maiberger auf

eine exegetische Methode zurück, die bei der literarisch-sprachwissenschaftlichen Ausrichtung der historisch-kritischen Forschung an der Bibel fast ein wenig in Vergessenheit geraten war: die Bemühung um Sacherklärungen aufgrund archäologischer Ergebnisse. Eine Reihe von Aufsätzen und Lexikonartikeln belegen dieses Interesse. Es paßt ins Bild, daß Maiberger selbst auch aktiv an Ausgrabungen im Nahen Osten mitgearbeitet hat.

Paul Maiberger war am Fachbereich katholische Theologie der Mainzer Universität lange Jahre als wissenschaftlicher Assistent tätig; als der Lehrstuhl für die Exegese des Alten Testaments verwaist war, vertrat er ihn mit großer Selbstverständlichkeit; ein Jahr lang nahm er auch eine Lehrstuhlvertretung in Marburg wahr.

Daneben war und blieb er stets Seelsorger, beispielsweise mit einer ständigen Aushilfe in Mainz-Weisenau, später im Bistum Passau. Von diesem pastoralen Interesse zeugt sein letztes Buch, in welchem er „Das Alte Testament in seinen großen Gestalten“ für weitere Kreise erschließen wollte.

Professor Maiberger hatte noch große Pläne. Eine vollständige Bibliographie zum Sinaiproblem stand kurz vor dem Abschluß, ebenso ein Kommentar zum alttestamentlichen Buch Esther.

Die Wahl dieser Forschungsprojekte zeigt noch einmal den stillen, fast unscheinbaren, ohne großen Aufwand, aber grundsolide arbeitenden Gelehrten. Wissenschaft und Pastoral hätten noch manches von ihm erwarten können. Der Gott, der sich am Fuß des Sinai geoffenbart hat als der „Ich bin der *Ich bin da*“ (Ex 3,14), gewähre ihm das Leben in seiner ewigen Gegenwart.

Alfred Mertens, Mainz

Musiker und Exeget zugleich

Zum Tod von Univ. Prof. D. Dr. Franz Zehrer

Vor über einem Jahr schrieb ich aus Anlaß des 80. Geburtstages von Prälat Univ. Prof. D. Dr. Franz Zehrer „Ad multos annos!“ Der Wunsch ist nicht in Erfüllung gegangen; am 6. Februar 1992 ist Professor Zehrer nach kurzer Krankheit gestorben.

Als langjähriger Ordinarius für Neutestamentliche Wissenschaft an der Katholisch Theologischen Fakultät der Universität Graz gehörte Professor Zehrer jener Generation von Exegeten an, die im Sinne von „Divino afflante spiritu“ die historisch-kritische Methode „einführten“. Franz Zehrer tat dies in voller Freiheit und mit persönlicher Überzeugung, geschult durch seine Lehrer am Päpstlichen Bibelinstitut, vor allem durch den von ihm



sehr verehrten Augustin Bea, dem späteren Kardinal. Sein wissenschaftliches Hauptwerk war der „Synoptische Kommentar“ (Klosterneuburg 1962/66). Für ihn bezeichnend war aber, daß er in Taschenbüchern Anregungen zum tieferen Bibelverständnis publizierte, so etwa in „Die Botschaft der Parabeln“ (Klosterneuburg 1965/66).

Viel Zeit und Energie investierte Hans Zehrer als Mitarbeiter bei der Einheitsübersetzung. Dieser Arbeit kam er mit viel Freude nach; sie brachte ihm auch viele persönliche Kontakte und Freundschaften mit führenden Exegeten und Schriftstellern. Während seiner Amtszeit als Professor bekleidete er die Funktion eines Dekans und auch eines Rektors der Universität Graz. Bei aller wissenschaftlichen Konsequenz und grundsätzlichen Bejahung der Kirchenerneuerung unseres Jahrhunderts beobachtete er abseits jeder Euphorie so manche progressive Entwicklung mit Mißtrauen. In einem letzten Gespräch mit mir bedauerte er zutiefst den Rückgang des Bußsakramentes.

Die Beteiligung und die Worte, die bei der Verabschiedung in Graz als auch beim Begräbnis in seiner obersteirischen Heimat gefallen sind, zeigten, daß Franz Zehrer vor allem auch in seiner Menschlichkeit geschätzt wurde. Hier spielte seine Musikalität eine große Rolle, war er doch ausgebildeter Musiker und betätigte sich bis zuletzt als Komponist und Organist.

Inmitten der steirischen Bergwelt, in dem Städtchen Hieflau, hat er an der Außenseite der Kirche seine Ruhestätte gefunden. Ein Aspekt, der allen zu denken geben sollte, die „Bibelpastoral“ betreiben, kam bei der Begräbnisfeier zum Ausdruck: die Dominanz des „kleinen Mannes“.

Norbert W. Höslinger

In eigener Sache

Liebe Leserinnen und Leser von „Bibel und Kirche“: gewiß sind viele von Ihnen gespannt darauf, was denn aus der Leserumfrage in Heft 4 letzten Jahres geworden ist.

Der Rücklauf war für uns überwältigend: 1950 Karten haben uns bis zum 15.12.91 (Datum des Poststempels) erreicht, das sind etwas mehr als 10% der Leserinnen und Leser. Allen, die mitgemacht haben, sei dafür ein herzliches Dankeschön gesagt!

Das zweite, was für uns erfreulich war: 96% der Zusendungen erklärten, sie seien mit „Bibel und Kirche“ zufrieden (37% sogar „sehr zufrieden“). Noch positiver war die Stellungnahme zur Themenwahl: 98% zufrieden (39% sogar „sehr zufrieden“).

Nun gäbe es natürlich seitens der Redaktion und Schriftleitung die Möglichkeit, sich bequem auf diesen Lorbeeren auszuruhen und zufrieden zu sein, wenn nicht doch auch eine Unmenge von Themenanregungen eingegangen wären:

203 Leserinnen und Leser baten um abwechslungsreichere Gestaltung (Bilder, Gedichte, Grafik, Karten, Skizzen), ein Wunsch, den wir in Zukunft verstärkt berücksichtigen werden.

Immerhin 174 Zusendungen hätten sich ein übersichtlicheres Schriftbild gewünscht, ein Wunsch, dem wir durch die Umstellung auf Zweispaltendruck im Hauptteil schon Anfang dieses Jahres nachgekommen sind.

Und noch etwas: auch wenn es nur 16 Leserinnen und Leser waren, die uns darauf aufmerksam gemacht haben: ob nicht auch ein umweltfreundlicheres Papier unseren Anforderungen entsprechen kann, wollen wir für die nächste Zeit prüfen.

Zum Inhalt: Relativ groß war der Anteil der Leserinnen und Leser (125 Zusendungen), die sich mehr Anregungen zur methodischen und praktischen Umsetzung für Schule und Gemeinde gewünscht hätten — dem stehen nun auch wieder andere gegenüber, die sich „keine Kopie von Bibel heute“ wünschen.

Immerhin 45 Leserinnen und Leser wünschen sich mehr wissenschaftliche Streitgespräche, während die Zeitschrift für 49 andere „zu wissenschaftlich“ ist. Aber vielleicht ist das auch eine Bestätigung unseres Mittelweges.

Bei den Vorschlägen zum Inhalt fiel folgendes auf: Vorstellung und Einführung in einzelne biblische Bücher (192), verschiedene Möglichkeiten der Bibelauslegung (149), der spirituelle Bezug (142), Archäologische Beiträge (95), Einführung in die neutestamentliche Zeitgeschichte (55), feministische Themen (58), zum Verhältnis von Schrift und Tradition (47), Israel und Judentum (47).

Interessant war für uns noch, daß 50% unser Leserinnen und Leser unter 50 Jahre alt sind; und nur ein Viertel ist weiblichen Geschlechts.

Doch nun zum Preisausschreiben, mit dem wir den Leserinnen und Lesern Dank sagen wollten für Ihre Mühe beim Ausfüllen der Karten. Die 40 Preise wurden inzwischen gezogen und sind den Gewinnerinnen und Gewinnern zugegangen.

Den Hauptpreis, eine ledergebundene Prachtbibel, hat gewonnen: Herr W. Huttler aus Augsburg. Ihm und allen anderen Gewinnerinnen und Gewinnern möchten wir auch auf diesem Wege nochmals herzlich gratulieren!

Dieter Bauer



Vorstandswechsel beim Katholischem Bibelwerk eV. in Stuttgart: der scheidende Vorsitzende Prof. Dr. Rudolf Kilian, Augsburg (li.) und sein Nachfolger Prof. Dr. Helmut Merklein, Bonn (re.).



Wechsel in der Leitung der Bibelpastoralen Arbeitsstelle beim Schweizerischen Katholischem Bibelwerk: der neue Leiter Dr. Daniel Kosch (li.) und seine Vorgängerin Dr. Silvia Schroer (re.).



Grundkurs Bibel 1993

Jahreskurs zum Neuen Testament

Zielgruppe

Biblisch interessierte Frauen und Männer; theologisches Vorwissen wird nicht vorausgesetzt; Teilnehmer und Mitarbeiter von Gruppen: Bibel-, Frauen-, Familien-, Gebets-Gruppen

Ziele

Das Hauptanliegen des Kurses ist die exegetische und theologische Erschließung neutestamentlicher Schriften und Texte sowie die Erarbeitung zentraler Motive und geschichtlicher Zusammenhänge des Neuen Testaments. Grundlegende Ziele:

Vertiefung des eigenen Glaubensverständnisses
Bekanntwerden mit zentralen biblischen Themen, Motiven, Inhalten und Strukturen

Befähigung zum selbständigen Umgang mit der Bibel
Kennenlernen von Möglichkeiten der Bibelarbeit in Gruppen

Arbeitsweise

Wochenenden: In Untergruppen gemeinsame exegetisch-theologische Arbeit am Text, ergänzt durch erlebnisorientierte und meditative Elemente, Informationsrunden und zusammenfassende Referate im Plenum

Private Nacharbeit: Dafür erhalten die TeilnehmerInnen zu jedem Themenbereich schriftliche Anregungen und Materialien

Regionale Gesprächsgruppen: Sie werden begleitet von je einem Team-Mitglied und bieten die Möglichkeit zur Klärung offener Fragen, zur Bearbeitung weiterer Textabschnitte und zur methodischen Erprobung von Bibelgesprächen

Kosten

DM 630,00 für Kursgebühren, Unterkunft und Verpflegung, DM 70,00 für Kursmaterialien. Ermäßigungen sind möglich.

Termine und Themen

- a. 19. bis 21. Februar 1993: *Das Evangelium nach Markus*. Einführung in bibelkundliche Grunderfahrungen
- b. 12. bis 14. März 1993: *Wunder und Gleichnisse Jesu*. Reich Gottes in Botschaft und Praxis Jesu
- c. 2. bis 4. April 1993: *Die Passion Jesu*. Die Deutung der Evangelisten im synoptischen Vergleich
- d. 23. bis 25. April 1993: *Die Botschaft von der Auf-*

erstehung Jesu. Von den ältesten Bekenntnissen zu den Ostererzählungen

e. 19. bis 23. Mai 1993: *Die Apostelgeschichte*. Pfingstereignis und Ursprung der Kirche. *Modell Bergpredigt*. Wie hat Jesus Gemeinde gewollt?

f. 18. bis 20. Juni 1993: *Paulus – Zeuge und Apostel Jesu Christi*. Briefe an die Galater und Korinther

g. 10. bis 12. September 1993: *Das Evangelium nach Johannes*. Die johanneische Gemeinde und ihr Christuszeugnis.

h. 8. bis 10. Oktober 1993: *Die Erzählungen von der Kindheit Jesu*. Die Vorgeschichten der Evangelien und ihre Christologie

Beginn jeweils 18 Uhr mit dem Abendessen, Ende Sonntag 13 Uhr mit dem Mittagessen

Informationsveranstaltung

Mittwoch, 18. November 1992 (Buß- und Betttag) 9.30 Uhr bis 18 Uhr im Kloster Neresheim für alle, die eine Teilnahme am Kurs erwägen

Ort

Abtei 7086 Neresheim

Kursleitung

Dieter Bauer, Prof. Dr. Rudolf Hoppe, Angelika Meissner, Beatrix Moos, Dr. Wolfgang Wieland

Veranstalter

Arbeitsstelle für Erwachsenenbildung, Katholisches Bibelwerk e.V., Katholisches Bildungswerk Ostalbkreis e.V.

Anmeldung

Bis zum 15. Juli 1992 bei der Arbeitsstelle für Erwachsenenbildung der Diözese Rottenburg-Stuttgart, Jahnstraße 30, Postfach 70 01 37, 7000 Stuttgart 70 (Degerloch)

Vom Sterben und von Sterbenden

heißt der Titel des vorliegenden Heftes. Das Thema Tod haben wir bewußt ausgeklammert; es soll zu einem späteren Zeitpunkt behandelt werden. In „Bibel und Kirche“ Heft 1/1977 haben wir uns dem Thema schon einmal genähert. Seinerzeit hat der junge Jesuit Günter Remmert einen dreiteiligen Literaturbericht „Schreiben angesichts des Sterbenmüssens“ abgeliefert und dabei 61 Buchtitel berücksichtigt. Die Beschäftigung mit der Arbeit von Remmert lohnt sich nach wie vor, denn die vielfältige Fragestellung von damals hat sich nicht erledigt.

Rainer Ruß



Zum Thema des Heftes

Eberhard Schockenhoff

Sterbehilfe und Menschenwürde

Begleitung zu einem „eigenen Tod“. Friedrich Pustet Regensburg 1991, 151 S. kt. DM 28,00

„Sterbehilfe“, „Menschenwürde“ und der „eigene Tod“ sind „Begriffe, deren Verständnis unter Ärzten und Wissenschaftlern, aber auch unter Theologen, Juristen und Philosophen umstritten ist“ (7). Nicht zuletzt das führt dazu, das „die Idee einer ‚humanen‘ Sterbehilfe und der Gedanke, aus Mitleid zu töten, zum Einfallstor eines barbarischen Mißbrauchs werden können“ (7). Der Regensburger Moraltheologe Eberhard Schockenhoff stellt sich als engagierter Gegner aktiver Sterbehilfe in der vorliegenden Studie der Aufgabe einer Klärung dieser umstrittenen Begriffe und zeigt, daß damit ein Weg zwischen zwei Extremen beschritten werden muß: „Sterbehilfe als Hilfe zur Annahme des eigenen Todes“ stellt eine „humane Alternative“ zur „Lebensverlängerung um jeden Preis“ und zur „Forderung nach aktiver Euthanasie“ dar (11). Diese Alternative skizziert Schockenhoff im dritten Kapitel seiner Studie, nachdem er zunächst nach dem gesellschaftlichen Umfeld fragt, das die Einstellungen moderner Menschen zu Sterben und Tod prägt (Kapitel 1) und in einem zweiten Kapitel die „ethische Problematik von Euthanasie und Sterbehilfe erläutert“ (11) und die damit verbundene Begriffsklärung leistet.

„Todesverdrängung oder natürlicher Tod“ sind die Stichworte, unter denen Schockenhoff das gesellschaftliche Umfeld, das die Einstellung moderner Menschen zu Sterben und Tod prägt, aus vier verschiedenen Perspektiven humanwissenschaftlicher Forschung analysiert. Er bietet eine Zusammenschau der Erkenntnisse des französischen Historikers Philippe Ariès, des Soziologen Norbert Elias, des Begründers der Psychoanalyse Sigmund Freud und des Existenzphilosophen Martin Heideggers, um seine These von der „sozialen Todesverdrängung“ (44) und ihrer „utopischen Variante“ (45), der Vorstellung vom natürlichen Tod, zu untermauern. So vermag er aufzudecken, was der „Ausbürgerung des Todes“ (26.43) in den modernen Gesellschaften zugrunde liegt: Dem Individuum wird der Umgang mit Sterben und Tod allein und ohne gesellschaftlich verlässliche Deutungsmuster zugestanden und damit unmöglich gemacht. Gegen die Vorstellung vom natürlichen Tod als eines schmerzlosen und leidfreien Todes und gegen einen „inflationären Gebrauch“ (47) des Wortes Menschenwürde verwendet

Schockenhoff die Menschenwürdevorstellung der philosophischen Tradition als kritisches Korrektiv und betont damit das „Recht auf einen würdigen Vollzug des unabwendbaren Schicksals“ (48) und die damit verbundene soziale Verpflichtung, den Raum zum bewußten Erleben des eigenen Todes zu ermöglichen.

Vor dem Hintergrund einer weitverbreiteten Gleichsetzung des Rechts auf Selbstbestimmung (auf den eigenen Tod) mit der Forderung nach aktiver Sterbehilfe unternimmt es Schockenhoff im zweiten Teil zu differenzieren: Die Betrachtung der Entwicklung des Euthanasiegedankens sowie der verschiedenen Phasen der Euthanasiediskussion und die Relevanz der NS-Verbrechen für diese Diskussion führt Schockenhoff zu einer notwendigen, durch die „ethische Grenzlinie“ (68) des Tötungsverbot motivierten Begriffsunterscheidung von Euthanasie und Sterbehilfe und zur Klassifizierung verschiedener Fälle angesichts derer sich die „Frage nach den Grenzen ärztlicher Behandlungspflicht“ (75) stellt. Um „ethische Orientierung im Schnittfeld zwischen Lebensschutz und Tötungsverbot“ (92) zu ermöglichen und ihre Vernunftgemäßheit zu erweisen, unterzieht sich Schockenhoff der intellektuellen Katharsis einer Anwendung ethischer Prinzipien auf die einzelnen Fälle, wobei er Einsichten und das Handwerkszeug der moraltheologischen Tradition nutzt: Er markiert die Unterscheidung von aktivem Tun und passiven Geschehenlassen als ethisch relevante Unterscheidung, wodurch der Verantwortungsbereich beschränkt und eine Annahme der Grenzen ermöglicht wird. Er tut dies jedoch ohne kasuistische Motivation: Es geht ihm nicht darum, Exempel für erlaubt oder unerlaubt zu statuieren und dabei stehen zu bleiben, sondern von dem 1. Kapitel vertieften Verständnis des „eigenen Todes“ den Blick frei zu bekommen für die Handlungsmöglichkeiten jenseits der „Scheinalternative von Lebensverlängerung und Euthanasie“ (105).

Das Konzept einer humanen Sterbehilfe, wie es Schockenhoff im 3. Kapitel skizziert, ist bestimmt von einer „humanen Sterbebegleitung“ und einer „bewußten Sterbevorbereitung“ (107). Erstere ist als „Pflicht der Gerechtigkeit“ und „Konkretion des Liebesgebotes“ (109) Bewährungsprobe mitmenschlicher Solidarität, letztere interpretiert Schockenhoff vor allem als christliche Aufgabe: bewußte Sterbevorbereitung als Einübung ins Sterben durch die drei christlichen Kardinaltugenden, den Glauben, die Hoffnung und die Liebe.

Es ist Schockenhoffs Verdienst, in seiner Studie die Relevanz von Denkmustern der theologischen und philosophischen Tradition für die aktuelle Diskussion zu ver-



deutlichen (Kap. 1 u. 2) und damit weiterführende Wege zu weisen.

So vermag er den Verkürzungen und Einseitigkeiten, die die Diskussion beherrschen, wirkungsvoll entgegenzutreten. Über Schockenhoffs Studie hinaus stellt sich die Frage, die in der christlichen Theologie unbedingt Berücksichtigung finden muß, wie angesichts einer Situation, in der das Christentum seine gesellschaftliche Plausibilität weitgehend verloren hat, das christliche Deutungsmuster (Kap. 3) als ein gesellschaftlich verlässliches Deutungsmuster wahrgenommen werden kann.

Eva-Martina Kindl

Irmhild Söhl Tadesse, warum?

Das kurze Leben eines äthiopischen Kindes in einem deutschen Dorf. Herder Spektrum TB 4005, Freiburg 1991, 160 S., kt., DM 14,80.

Tadesse, warum? ist kein Sachbuch, das sich sachlich besprechen ließe. Es ist ein Buch, das schmerzt, beunruhigt und seine Leserschaft nicht aus der Betroffenheit entläßt.

1976 wird der ungefähr siebenjährige Äthiopier Tadesse von einer deutschen Familie in einem schwäbischen Dorf adoptiert. Heute wäre Tadesse ein junger Mann von zweiundzwanzig Jahren; aber es gilt nicht, in den Konjunktiv, die Möglichkeitsform, zu flüchten, wenn man von einem Menschen erzählt, dem zu leben nicht mehr möglich war. Im September 1981 erhängte sich der Zwölfjährige in seinem Kinderzimmer. Zehn Jahre nach seinem Tod versucht seine deutsche Adoptivmutter, Irmhild Söhl, erzählend, fragend, nachdenklich eine Annäherung an sein Schicksal. Einzelne Fotografien, Zeichnungen und Briefe Tadesse zeigen ein ebenso ausdrucksstarkes, kluges wie sensibles Kind. In einem einfühlsamen Vorwort bemüht sich Gunnar Hasselblatt aus seiner Landeskenntnis heraus, eine Vorstellung von Tadesse's früheren Kindheit in seiner äthiopischen Heimat zu vermitteln. Irmhild Söhl ist für ihren Mut und ihre unverstellte Offenheit zu danken, diese tragische Lebensgeschichte zu veröffentlichen und nicht in familiärer Privatheit zu begraben.

Tadesse's Erinnerungen an die frühe Kindheit in Äthiopien kreisen um alpträumhaft lastende Ereignisse: die Ermordung seines Vaters, die Dürrekatastrophe und Hungersnot, die Flucht der Witwe mit ihren beiden jüngsten Kindern, Tadesse und Nunu, schließlich der Entschluß der Mutter, den Kindern mit einer Adoption nach Deutschland eine Überlebenschance zu eröffnen. Die

gemeinsame Adoption der Geschwister in eine Familie scheitert an bürokratischer Engstirnigkeit. Tadesse leidet unter der Trennung von seiner Schwester und kämpft verzweifelt um ein Besuchsrecht des Geschwisterpaares. Ein Foto Nunu nimmt er mit in den Tod.

Auch nach seiner spontanen Integration in die deutsche Familie fühlt sich Tadesse seiner äthiopischen Mutter, Schwester und Heimat treu und verantwortlich verbunden. Er lebt und liebt so gleichzeitig in zwei polaren Welten, die seine Gedanken und Gefühle unversöhnlich spalten. Im Mülleimer der deutschen Mutter birgt er die nützlichen „Wertsachen“ für die äthiopische Mutter. Mit Fluggeschwindigkeit wurde er von einem Extrem der Welt in ein anderes versetzt, von einem Land des Hungers in ein Land der Schlankheitsdiäten. Der redliche Idealismus, „wenigstens einem Kinde aus der Dritten Welt helfen“ (14) zu wollen, sieht sich hier mit der politischen, gesellschaftlichen Problematik von Adoptionen aus Entwicklungsländern in Industrienationen konfrontiert.

Tadesse wird von seiner deutschen Adoptivfamilie liebevoll aufgenommen. Fünf Geschwister und Spielgefährten, ein großer Garten und viele Tiere versprechen eine glückliche Kindheit, aber am Gartenzaun endet die ländliche Idylle alternativer Lebensgestaltung und stößt auf Intoleranz. Tadesse ist aggressiven und rassistischen Anfeindungen ausgesetzt, Verletzungen und Hänseleien von Kindern wie Erwachsenen im Schul- und Alltagsleben.

Man mag vielleicht noch gerührt lächeln, wenn Tadesse sich mit Niveacreme einsalbt, um nicht mehr „kackebraun“ zu sein. Aber das Schlußbild dieses Menschenlebens ist zu bitter und grausam. Es weckt den gerechten Zorn über alle Formen gedankenloser Lieblosigkeit gegenüber Fremden, angefangen bei „Negerküssen“ und „Mohrenköpfen“ auf Kinderparties, und es fordert die Aufklärung von Vorurteilen wie die Auflehnung gegen Rassismus und Ausländerfeindlichkeit. Tadesse, dieser so zärtlich klingende Name, benennt einen mörderischen Mangel an Zärtlichkeit unter den Menschen.

Zwischen den Welten, den beiden Polen seiner verlorenen Heimat Äthiopien und seinem deutschen Zuhause in der Fremde hatte sich Tadesse nach einem unerschütterlich festen Heimatboden im Gottesglauben gesehnt. Auf dem Flug nach Deutschland konnte er den lieben Gott nicht auf den Wolken entdecken, in Deutschland suchte er ihn vergeblich in den Gesichtern und den Worten der Menschen, die seine Fragen nach Gott in unbeholfenen Antworten verfehlten. Im Leben fand er



Gott nicht, da suchte er ihn im Tod: „Ich gehe dahin zurück, wo ich hergekommen bin“, schrieb Tadesse im Abschiedsbrief an seine Adoptiveltern, auf einem Zettel ein dreifaches Danke.

Das Buch Tadesse, warum? wirft viele Fragen auf, und alle Antworten, die eilfertigen wie die besonnenen, löschen nicht das brennende Fragezeichen im Titel des Buches. „Ich freue mich über jeden Freund, den Tadesse gewinnt. Über jeden, der ihm Asyl gewährt in seinem Herzen, und über jeden, der ihn nie mehr vergißt“ (140). Diese Hoffnung der Autorin wird tausendfach mit der Lektüre ihres Buches in Erfüllung gehen, doch nicht ohne Bitterkeit und Trauer, erst einem toten Kind das ersehnte Asyl zu bieten in unseren allzu oft verschlossenen Herzen.

Verena Lenzen

Harald Wagner (Hrsg.)

Grenzen des Lebens.

Wider die Verwilderung von Sterben, Tod und Trauer. Josef Knecht Frankfurt/Main 1991, 192 S. kt. DM 24,00

Der vorliegende, von dem Marburger Fundamentaltheologen Harald Wagner herausgegebene Sammelband umfaßt die Vorträge, die im Rahmen der öffentlichen Vorlesungsreihe „Grenzen des Lebens“ an der Philipps Universität in Marburg im Sommersemester 1990 gehalten wurden. In der Einleitung betont der für das Thema Sterben und Tod besonders engagierte Herausgeber die Notwendigkeit, die durch das Sterben gegebene Grenzsituation als in den „Bereich menschlichen Lebens und Miteinanderlebens“ (10) und als dementsprechend zu bewältigen wahrzunehmen und plädiert für eine Solidarität mit Sterbenden. Gemeinsam ist den Autoren dieses Bandes das Bewußtsein einer *Verwilderung von Sterben, Tod und Trauer* (Ph. Ariès), und sie versuchen, aus medizinischer, ethisch-theologischer und juristischer Sicht auf die dadurch gegebenen Herausforderungen zu reagieren und neue Handlungskonzepte und -alternativen zu bieten.

So stellt der Mediziner und Historiker Rolf Winau nach einer Durchsicht der sich wandelnden Einstellungen zu Sterben und Tod im Laufe der Geschichte sowie zum Problem der Verfügbarkeit des Lebens unter besonderer Berücksichtigung der Theorie und Praxis des nationalsozialistischen Euthanasieprogramms die Frage nach der Richtschnur ärztlichen Handelns und verweist auf die Notwendigkeit, die bestehenden Unsicherheiten, die sich neu stellenden Fragen und die ungelösten Probleme ärztlicher Ethik in Diskussion und Dialog anzugehen.

Der Autor des folgenden Beitrags, der Mediziner Paul Schölmerich, widmet sich als Fortführung der von Winau

eingeleiteten Diskussion der Frage nach den Entscheidungskriterien ärztlichen Handelns an den Grenzen des Lebens. Er zeigt dabei, daß angesichts des gewandelten Krankheitspanoramas und der ausgeweiteten medizinischen Therapiemöglichkeiten die Wertvorstellungen des Patienten hinsichtlich der Lebensqualität als Ausdruck des Selbstbestimmungsrechtes handlungsleitend in die Entscheidungen miteinbezogen werden müssen. Gleichzeitig weitet er, geleitet von der Frage nach einer menschenwürdigen Gestaltung der letzten Lebensphase den Blick auf die Bereiche jenseits des professionellen ärztlichen Handelns und damit darauf, daß Sterbehilfe nicht allein eine Frage medizinischer Möglichkeiten ist.

Daß mit der Berufung auf das Selbstbestimmungsrecht eine Menge neuer Fragen und Probleme aufgegeben werden, zeigt der Beitrag des Juristen Hans-Ludwig Schreiber. Er macht sich zum Anwalt der „Freiheit zum Tode“, die er „gegenüber der Medizin und ihren Möglichkeiten verteidigen“ (69) möchte.

Dazu stellt er die Fälle Sterbehilfe als Hilfe beim Sterben ohne Lebensverkürzung, aktiv-direkte, indirekte und passive Sterbehilfe in ihrer strafrechtlichen Regelung dar und zeigt anhand des juristischen Diskussionsstandes den Bedarf von eindeutigeren Regelungen in vielen Detailfragen und „präzisen, für die Praxis handhabbaren Kriterien“ (84). Diesem Bedarf könnte der Alternativentwurf eines Gesetzes zur Sterbehilfe entsprechen, den der Autor in seinen wesentlichen Grundzügen vorstellt, ohne zu versäumen, die Grenzen jeder rechtlichen Regelung angesichts der Euthanasieaktionen des Dritten Reiches zu benennen und an die gemeinsame Verantwortlichkeit aller Beteiligten in Ethik, Recht und Medizin zu appellieren.

Den Zusammenhang zwischen den „Vorstellungen von ewigem Leben oder definitivem Nichts, von Gericht und Vergehen, Hoffnung und Angst“ und den „Erwartungen an das Handeln im Angesicht des Todes“ (99) hält Martin Honecker aus evangelisch-theologischer Perspektive gegen den australischen Philosophen Peter Singer fest. Im Mittelpunkt des Beitrages steht die Vorstellung der Gemeinsamen Erklärung der Katholischen und der Evangelischen Kirche in Deutschland „Gott ist ein Freund des Lebens“, die in ihrem umfassenden Umgang mit Grenzerfahrungen des Lebens ebenso umfassend gewürdigt wird. Im Hinblick auf die ethischen Probleme am Lebensende erläutert der Autor den ethischen Ansatz der Erklärung, der bei der Achtung der Würde des Sterbenden ansetzt, und bestimmt, inspiriert von der Ganztothypothese, die Hoffnung auf Gottes Treue angesichts des Todes



als die die Christen leitende Haltung zu Lebensschutz und Sterbehilfe.

Einen bedenkenswerten anthropologischen Ansatz wählt der katholische Moralthologe Volker Eid, wenn er angesichts der „gesellschaftlichen Institutionalisierung und Spezialisierung des Helfens“ (129) die Notwendigkeit einer Kultur des Helfens aufzeigt und Aspekte einer Ethik des Helfens entwickelt. Der Anspruch auf ergänzende und unterstützende Hilfe ist Menschenrecht und hat sich als Kehrseite des Menschenrechts auf Selbstentfaltung in „Situationen besonderer und extremer Schwäche“ (136) besonders zu bewähren, was der Autor im Hinblick auf die Hilfe beim Sterben exemplarisch konkretisiert.

Zum Abschluß stellt der Mediziner Johann Christoph Student Hospize in ihren Grundsätzen, in ihrer Realität und in ihren Erfordernissen als neues Handlungskonzept in der Sterbebegleitung vor. Er zeigt den Zusammenhang zwischen der „Entdeckung des ganzen Menschen angesichts der letzten Lebensphase“ (158) und der Veränderung in den Lebenskonzepten der Helfer und Helferinnen und vermag damit einen gangbaren Weg des Widerstandes angesichts der Verwilderung von Sterben, Tod und Trauer zu weisen.

Die Stärke des vorliegenden Sammelbandes liegt darin, ein Modell des interdisziplinären Gespräches vorgeführt zu haben, und Konzepte und Denkanstöße vorgelegt zu haben, die über die Fachleute in Medizin, Ethik und Recht hinaus jeden und jede einzelne in die Pflicht nehmen.

Eva-Martina Kindl

Verena Lenzen

Selbsttötung

Ein philosophisch-theologischer Diskurs mit einer Fallstudie über Cesare Pavese. Patmos Düsseldorf 1987, 244 S., kt. DM 32,80

Auf die „Suche nach einer verstehenden Suizidethik“ (9) macht sich die Autorin der vorliegenden Studie, Verena Lenzen, mit der sie 1987 im Fach Moralthologie an der Universität Bonn promovierte. Dabei schlägt sie „fern vom akademischen Abseits einer menschenleeren Suiziddiskussion“ (9) ein neues Kapitel nicht nur moraltheologischer Betrachtungsweise auf.

Am Beginn der Suche steht eine Fallstudie über den italienischen Schriftsteller und Intellektuellen Cesare Pavese, der sich 1950 in einem Turiner Hotelzimmer das Leben nahm. Lenzen zeichnet die biographische und literarische Entwicklung Paveses in ihrer „Dialektik von Kreativität und Destruktivität“ (44) nach, sie bringt die Facetten der Paveseschen Einsamkeit, gebündelt durch

das Prisma der individual-, sozial- und zeitgeschichtlichen Betrachtung, mit bemerkenswerter Sprachbegabung zur Darstellung, sie deckt die tödlichen Dichotomien in Paveses Schaffen mit Engagement und Diskretion auf und weckt so die Aufmerksamkeit für das suizidale Lebenszeugnis, die aller weiteren Betrachtung zugrundeliegen muß. — Seine Fortschreibung findet dieses Kapitel in dem zwei Jahre später erschienenen literarischen Porträt Paveses (Verena Lenzen, Cesare Pavese. Tödlichkeit in Dasein und Dichtung, Piper Verlag, München 1989, 204 S., DM 29,80), auf das ich in diesem Zusammenhang hinweisen möchte.

Mit so geschärftem Blick und einer Heuristik der Passion überprüft Lenzen in dem sich anschließenden philosophisch-theologischen Diskurs die biblischen Fundamente (65-137), die philosophischen Argumente (138-182) und die Betrachtung und Bewertung der Selbsttötung in der moraltheologischen Diskussion (183-220).

Ausgehend von einer phänomenologischen Betrachtung von zehn biblischen Suizidanten vermag sie traditionelle Betrachtungsnormen, nach denen eine Verurteilung des Suizids in der Bibel gesucht wird, zurückzuweisen und zu zeigen, daß gerade das biblische Zeugnis, das die „Grenze ethisch kasuistischer Beurteilbarkeit und Normierbarkeit“ (132) zeigt, die Möglichkeit einer Akzeptanz von Grenzfällen eröffnet.

Bei einem Durchgang der philosophischen Argumente zur Frage der Selbsttötung von der Antike bis zur Moderne legt sie treffsicher und unerschrocken den Finger auf die wunden Punkte philosophischer Argumentation: die fragwürdigen und anachronistischen Gottes-, Menschen- und Gesellschaftsbilder, die einer „kritischen, zeitgemäßen Überarbeitung“ (81) bedürfen. Zugleich konstatiert sie das Fehlen „eine(r) philosophische(n) Suizidologie im analytischen Sinne . . . bis zur Gegenwart“.

Zwischen Schuldspreehung und Bestrafung — zwischen Dämonologie und Psychopathologie zeigt sie abschließend die Einseitigkeiten und Unzulänglichkeiten der moraltheologischen Erklärungs- und Bewertungsversuche auf. Weder ist eine Interpretation des Suizids als Krankheit oder Sünde angemessen noch eine Betrachtung als abstrakte und punktuelle Tat, die den Menschen, der des Lebens müde ist, aus der Betrachtung ausblendet.

Am Ende ihrer Suche weist Lenzen auf den Anfang zurück: Sie bestimmt die Berücksichtigung einer Fallstudie „zu einem konstitutiven Baustein einer verstehenden Suizidethik“ (223). Die Konsequenz ihrer analytisch scharfen und zugleich einführenden Betrachtungen



besteht im Zerschneiden aller traditionellen Maßstäbe, und an diesem Punkt treibt die Autorin wahrhaft Theologie an der Grenze: Sie widersteht der Versuchung, die Grenzen durch neue Maßstäbe ihrerseits wieder aufzulösen und beläßt das Unverfügbare in seiner Unverfügbarkeit.

Verena Lenzen's Studie, die mittlerweile in der ersten Auflage vergriffen ist, ist in ihrer literarischen, exegetischen, philosophischen und theologischen Vielseitigkeit und in seiner essayistischen Darstellungsart ein moraltheologisches Werk sui generis, das höchste Beachtung verdient. Die Autorin setzt mit ihrer Vorgehensweise und ihren Einsichten richtungsweisende Impulse nicht nur für die Suizidethik. Daher möchte ich nachdrücklich für eine weitere Auflage plädieren. *Eva-Martina Kindl*

Georg Betz

Wenn der Menschlichkeit die Luft ausgeht

Eine biblische Therapie gegen den Notstand in Krankenhaus und Altenpflege, Herder Freiburg 1990, 176 S. kt. DM 22,00.

Kinder können sich oft nicht vorstellen, daß ein Krankenwagen selbst auch in einen Unfall verwickelt sein kann. Und wie sieht es mit uns Erwachsenen aus? Können wir uns vorstellen, daß nicht nur ein Arzt, nein unser gesamtes Gesundheitssystem krank ist? Genau das aber ist die These des Autors Georg Betz, als wiss. Leiter der Kath. Akademie für Pflegeberufe in Bayern in ständigem Kontakt mit der Krankheit unseres Gesundheitssystems. Laut Betz würde ein Aufnahmebogen für das deutsche Krankenhaus- und Altenheimwesen wohl etwa folgendermaßen ausfallen:

Anamnese

Schlechte Bezahlung des Pflegepersonals (23) nebst hoher „Spanne zwischen Spitzengehalt und Schlußlicht in der Gehaltstabelle“ (62,158ff); vielfach fragwürdige Motivation der BerufsanfängerInnen und -wiedereinsteiger (23); einseitig technisierende und funktionalisierende Behandlungs- und Pflegestruktur (24, 148, 156); traditionelle Skepsis einzelnen Berufsgruppen gegenüber (25,125); immer mehr „Interesse“ am Wohl des Patienten zu Lasten der Befindlichkeit der Helfenden (74); . . .

Diagnose

Endogen narzistischer Atheismus.

Therapieversuch

Intensive Selbstkritik (126); ältere und reifere Personen in den Pflegedienst (26); gleichwertige Information für alle beteiligten Berufsgruppen (15,154); Führungskompetenz muß erlernt, nicht von Amts wegen zugeteilt werden (19, 101); Ausbau der höheren Leitungsebene im

Pflegedienst (19); qualifizierte Supervisionen auf Freiwilligkeitsbasis (22).

Therapieziel

MitarbeiterInnen visionsfähig machen (29); Säkularisierungstendenz überwinden (99,139); Vermenschlichung des Krankenhaus- und Heimalltags (142,155f).

Medikation

Im Sinne einer Realutopie (37): träumen, so häufig wie möglich (31); Konfrontation mit biblischer Denk- und Handlungsart (145ff); wöchentliche Zusammenkünfte einzelner ChristInnen (144 ff).

Komplikationen (159)

Einspruch und Abwehr; Verdächtigungen, Spott; massive Einschüchterungen.

Krankhausgeschulte Augen erkennen in den genannten Bereichen (insbes. 1. u. 3.), daß es sich hier nicht um realitätsferne Forderungen und Vorstellungen handelt. Aber auch die Sichtweise eines Außenstehenden, die den Vorzug hat, nicht so sehr durch „Betriebsnebel“ getrübt zu sein, macht der Autor sich zu eigen und erkennt, daß der Allgemeinzustand eines Krankenhauses auch an der Menge der verbrauchten Medikamente, der Quantität des Abfalls sowie der Dienstverweildauer des Personals erkennbar ist. Erneuerungsvorschläge tun Not.

Betz beschreibt seinen „Weg in die heilsame Alternative“ (131) in deutlicher Abgrenzung zum „Selbst(erlösungs)konzept“ (88 ff). Im Anfang steht nicht die Tat, sondern das Wort, nicht die Aktion, sondern das Hören auf die Schrift. In der Welt „Krankenhaus“ muß die Welt „Kirche“ entstehen, nach der Vorstellung des Autors in Form einer Basisgemeinde.

Im Sinne dieses Anliegens fordert er nicht nur konsequente Rückbindung an das „Grundlagenbuch Bibel“ (41), er praktiziert sie auch: Kaum ein Gedanke ohne biblischen Rekurs. Nicht zuletzt deshalb ein Buch für Krankenhausseelsorger, die in ihrer Arbeit einer krankhauspolitischen Theologie Raum geben wollen, aber auch und im Besonderen für alle, die spüren, daß dies „nicht mehr allein auf einer Schulter liegen“ darf, sondern von vielen „Händen und Stimmen wahrgenommen“ (156) werden muß.

Eine Einladung zum Gespräch beschließt das Buch und will seinem Handicap entgegen wirken, nur theoretisch in den Köpfen Einzelner Veränderung erreicht zu haben. Trotz vieler utopisch klingender Ansätze (z. B.: 155) wirklich ein Weg „auf den Spuren des Wunders“ (146), beschlossen mit wunderschön formulierten Visionen (156f) für eine christlichere und menschlichere Zukunft.

Kalle Schmitz

Auch wenn die Finsternis noch wächst

Erfahrungen einer Krankenhaus-Seelsorgerin

Immer wieder wird mir die Frage gestellt, ob der Glaube in Krankheit und Not zu tragen vermag und in welcher Weise ich selbst — angesichts des Leidens — am Glauben festhalte. Klare Antworten auf diese Fragen gibt es nicht. Ich kann nur versuchen, das in Worte zu fassen, was mir Menschen in Stunden der Finsternis anvertraut haben und was mir diesbezüglich selbst widerfahren ist.

„Auch wenn die Finsternis noch wächst, sie ist nicht die einzige Wirklichkeit meines Lebens“.¹ Diese Worte sind Teil eines Gebetes, das mich seit Jahren in meiner Aufgabe als Spitalseelsorgerin begleitet und das mir im Laufe der Zeit lieb geworden ist. Denn einerseits wird mit der wachsenden Finsternis die leidvolle Erfahrung von manchen schwerkranken Menschen aufgegriffen. Sie zeigt sich in der Angst, im Schmerz, in der Zerstörung der Hoffnung auf ein Besiegen der Krankheit, im Zerfall des Körpers, in der Einsamkeit. Andererseits aber verweist dieses Gebet auf eine andere Wirklichkeit, die im Glauben erfahrbar ist. Dort, wo es scheint, als würde kein Weg mehr weiterführen (unheilbare Krankheit, Zerbrechen der Ehe oder Freundschaft, Tod eines nahestehenden Menschen), zeigt sich oft ein tiefes Gottvertrauen: „Ich will alles in Gottes Hand legen“; „Gott wird mich nicht verlassen“; „Nur Gott kann mir helfen, dies alles durchzustehen“.

Ich bin tief beeindruckt, wieviel Trost und Kraft Menschen jeden Alters aus dem Glauben heraus erfahren dürfen.

Gewiss, manche sind kirchendistanziert, aus verschiedenen Gründen von der Kirche enttäuscht und sagen sich: „Christus ja — Kirche nein“. Sie beten jedoch zu Gott und erbitten von ihm Heilung, Trost oder die Erlösung aus tiefer Angst. Durch Not und Verlassenheit hindurch ist Gott für sie Weggefährte, Licht in der Finsternis.

Damit will ich keineswegs ausklammern, dass Gott auch angeklagt wird, dass es Zeiten gibt, in denen die Verzweiflung Oberhand gewinnt. Ich erinnere mich an die Worte eines jüngeren Mannes. Zuerst verlor er sein erstes Kind (Kindstod); das zweite kam mit einer Missbildung auf die Welt; kurz nach der Geburt des zweiten Kindes erkrankte die Frau an Krebs und starb innerhalb eines Jahres. Empört sagte er zu mir: „Gott will uns ruinieren, er zerstört alles!“ Gott — erfahren als der Ferne, als jener, der zu schweigen scheint, angesichts des unfassbaren Schmerzes. Seit ich solch bange Stunde miterlebt habe, ahne ich, welche Verzweiflung in den Worten der Seesturm-Perikope (Mk 4,35-41) zum Ausdruck kommt: „Meister, kümmerst es dich nicht, dass wir zugrunde

gehen?“ Nicht alle erfahren die Stillung des Sturmes, wie Jesus dies in der Erzählung tut — oder vielleicht müsste ich sagen, sie erfahren sie erst später.

Ich selbst habe zu dieser Erzählung einen neuen Zugang gefunden. Sie ist mir Sinnbild geworden für die Stürme des Lebens, für die Erfahrung der Ohnmacht, für die Angst, dem Untergang preisgegeben zu sein. Und trotz allem Schweren, Unfassbaren glaube ich daran, dass Jesus mit uns im Boot sitzt — und gleichzeitig ringe ich auch um diesen Glauben, setze mich mit der Frage nach Gott und dem Leiden immer wieder neu auseinander.

Ich weiss nicht mehr, wie oft ich die Leidensmeditationen der Fribourger Professoren, jene des Domatikers Johannes Brantschen² und jene des Neutestamentlers Hermann-Josef Venetz³, gelesen habe. Die beiden tasten sich behutsam an die Theodizee-Frage heran, im Wissen, dass es keine letztgültigen Antworten gibt. Sie haben den Mut, Unverständliches, Unerklärbares stehen zu lassen und gleichzeitig an jenem Gott festzuhalten, der in Jesus Christus Mensch geworden ist.

Erst als Spitalseelsorger begann ich zu ahnen, welche Bedeutung der Menschwerdung Gottes zukommt; Menschwerdung bis ins Leiden, bis in den Tod. Denn Jesus war ja völlig hineingenommen in die menschliche Wirklichkeit: in seiner Todesangst, in seinem zerschundenen Körper, in seinem Ausgeliefertsein, hin- und hergerissen zwischen Angst und Vertrauen. Eindrücklich hat Anton Rotzetter dies in einem Büchlein über Franziskus von Assisi⁴ in Worte gefasst: „Nach Franziskus hat Gott in seiner Menschwerdung die Hinfalligkeit des Menschen, die Todesverfallenheit, Ohnmacht und Schwäche und alle körperlichen Krankheiten als sein eigenes Schicksal angenommen. Im *Brief an alle Gläubigen* überschlagen sich seine Worte, um dieses Eingehen Gottes in das *wahre Fleisch unserer Menschlichkeit und Gebrechlichkeit* zu besingen“. Anton Rotzetter formuliert dazu eine Bitte: „Und öffne unsere Augen für Deine Menschwerdung — lass uns glauben und erfahren, dass Du selbst eingegangen bist in unseren zerbrechlichen Leib“.⁵

Diese Worte: „... eingegangen in unseren zerbrechlichen Leib“ werden mir da am tiefsten bewusst, wo ein Mensch leidet. Sei es ein alter Mensch, der im Spital liegt, weil er pflegebedürftig geworden ist und deshalb nicht mehr nach Hause zurückkehren kann.

Unter Tränen sagt er mir: „Ich kann jetzt nie mehr heim, niemals mehr“. Er hält sich zwar fest an jedem Strohalm: „Wenn ich die Hand wieder bewegen könnte, wenn ich alleine zu stehen vermöchte, wenn mir die Nachbarn ein wenig helfen würden...“ und dann geht es

doch nicht! Eine alte Frau drückte ihren Schmerz so aus: „Geben Sie mir einen Schirm, damit ich ihn zumachen kann. Ein Leben lang habe ich hart gearbeitet und jetzt, wo ich alt und verbraucht bin, gibt es keinen Platz für mich!“

Das Gebet von Michelangelo⁶ benennt die leidvolle Erfahrung von unzähligen pflegebedürftigen Menschen: „Bitter, o Herr, ist das Brot des Alters und hart. Wie erschien ich mir früher reich — wie arm bin ich nun, arm und einsam, und so hilflos! Wozu taue ich noch auf Erden? Schmerzen plagen mich Tag und Nacht, träge rinnen die Stunden meiner schlaflosen Nächte dahin, und ich bin nur noch ein Schatten dessen, der ich einmal war. Ich falle den andern zur Last. Herr, lass es genug sein! Wann wird die Nacht enden und der lichte Tag aufgehen? Hilf mir, geduldig zu sein! Zeig mir dein Antlitz, je mehr mir alles andere entschwindet! Lass mich den Atem der Ewigkeit verspüren, nun da mir aufhört die Zeit! Auf dich, o Herr, habe ich gehofft, lass mich nicht zuschanden gehen in Ewigkeit. Amen.“

Eingegangen in unseren zerbrechlichen Leib ist Gott auch da, wo ein Mensch, gezeichnet von der schweren Krankheit, im Sterben liegt. Er hat vielleicht monate- oder gar jahrelang gekämpft, und nun sind seine Kräfte erschöpft. Er ringt um sein Letztes. Ich halte seine Hand, sage ihm meinen Namen und dass ich bei ihm bleiben werde. Ich frage mich: Wer bist du, mein Bruder/meine Schwester? Was hat dich glücklich gemacht in deinem Leben, wieviele Enttäuschungen musstest du hinnehmen, wieviele Ängste durchstehen — und jetzt gehst du? Wohin? Mein Glaube lässt mich ahnen: Du gehst dem Licht entgegen; Gott wird dich aufnehmen in seine Geborgenheit, in seine Liebe. „Ich bin gewiss, dass weder Tod noch Leben (...) uns trennen kann von der Liebe, die da ist in Christus Jesus, unserem Herrn“ (Röm 8,3).

Zusammen mit den Angehörigen nehme ich Abschied. Da, wo „nichts mehr zu machen ist“, soll Raum sein für den Schmerz, für die letzten, innigen Momente, für ein Gebet oder für Stille, weil es keine Worte mehr gibt.

Überdies ist mir wichtig, dass Abschied von einem bereits verstorbenen Menschen möglich ist, bevor er

„zurechtgemacht“ oder gar aufgebahrt ist, bevor Fragen über die Beerdigung gestellt werden. Es soll keine Hektik aufkommen. Gerade in grossen Spitälern fällt da der Seelsorge eine wichtige Aufgabe zu.

Sofern Angehörige dies wünschen, begleiten wir sie nach dem Abschiednehmen bis zum Ausgang des Spitals. Nun stehen sie da mit einer Plastiktüte oder mit einem Koffer in der Hand, um die Kleider des Verstorbenen nach Hause zu tragen. Eine Plastiktüte, ein Koffer, das ist alles, was sie vom geliebten Menschen noch haben. Ich glaube, in solchen Momenten erfahre ich die Härte des Todes am stärksten. Und in solchen Momenten sehne ich mich nach dem neuen Himmel und nach der neuen Erde: „Und Gott wird alle Tränen abwischen von ihren Augen, und der Tod wird nicht mehr sein und kein Leid . . . , denn das Erste ist vergangen“ (Offb 21,4).

Frau Brigitte Amrein ist Seelsorgerin am Kantons-spital in Luzern. Ihre Anschrift: Spitalstrasse 43, CH 6004 Luzern. Wir haben ihren Beitrag aus der Schweizer Ausgabe unserer Zeitschrift übernommen.

Sterbebeistand als optimale Form der Sterbehilfe besteht darin,

1. dass man mit dem Kranken über die Gefühle der Unsicherheit, Angst, Auflehnung, des Kummers und der Einsamkeit spricht, mit denen ein Schwerkranker und Sterbender zu kämpfen hat;

2. dass man im Rahmen dieser Gespräche die Wahrheit über den tödlichen Verlauf der Krankheit zur Sprache bringt (oder besser: zur Sprache kommen lässt), wenn und soweit dem Patienten damit gedient ist;

3. dass man eine Beziehung zum Kranken herstellt, die solche ehrlichen Gespräche ermöglicht und durch die man dem Sterbenden in solcher Weise nahe sein kann, dass er aus dieser mitmenschlichen Verbundenheit den Mut schöpft, sich mit den Problemen auseinanderzusetzen und so schliesslich seinen eigenen Tod selbst zu sterben.

Zusammengefasst: Einem Sterbenden beistehen heisst diesen Sterbenden auf seinem Weg zu seinem Lebensende begleiten.
Paul Sporken

¹ Sabine Nägeli, Du hast mein Dunkel geteilt. Gebete an unerträglichen Tagen. Herder Freiburg 1984, 72

² Johannes Brantschen, Warum lässt der gute Gott uns leiden? Herder Freiburg 1986

³ Hermann-Josef Venzet, Warum bist Du so fern? Herder Freiburg 1983

⁴ Anton Rotzetter, Franziskus feiert Weihnachten. Die Krippenfeier von Greccio und was sie für uns bedeuten kann. Verlag am Eschbach 1989, 9

⁵ ebd.

⁶ Jörg Zink, Die Mitte der Nacht ist der Anfang des Tages. Kreuz Verlag Stuttgart 1968, 91

Katholisches Bibelwerk e.V.

Zugesandte Bücher

Die hier aufgeführten Bücher sind uns in letzter Zeit unangefordert zugesandt worden. Eine Besprechung erfolgt nach Ermessen; eine Rücksendung ist nicht möglich.

Heinz Axtmann/Ursula Bernauer, Was gilt der Mensch? Anfragen an Geschichte und Gegenwart der Psychiatrie. Tagungsberichte der Katholischen Akademie der Erzdiözese Freiburg, Verlag der Katholischen Akademie der Erzdiözese Freiburg 1991, 96 S. kt.

Ursula Bernauer, Kinderwunsch — Wunschkind. Tagungsbericht der Katholischen Akademie der Erzdiözese Freiburg, Verlag der Katholischen Akademie der Erzdiözese Freiburg 1991, 203 S., kt.

Emma Brunner — Traut, Kleine Ägyptenkunde. Von den Pharaonen bis heute, Kohlhammer Stuttgart³ 1991, 302 S. kt., DM 39,80.

Wilhelm Brunners, Wie Jesus glauben lernte. Herder TB 1757, Freiburg 1991, 128 S. kt., DM 10,80.

Josef Hainz (Hrsg.), Synopse zum Münchener Neuen Testament. Düsseldorf 1991, 264 S., kt., DM 29,80.

Christoph Jamme, Gott an hat ein Gewand. Grenzen und Perspektiven philosophischer Mythos-Theorien der Gegenwart, Suhrkamp Frankfurt a.M. 1991, 328 S., geb., DM 44,00.

Maria Kassel, Traum, Symbol, Religion. Tiefenpsychologie und feministische Analyse, Herder TB 4040, Freiburg 1991, 291 S., kt., DM 16,80.

Johanna Kopp, Israels Propheten — Gottes Zeugen heute. Zugänge zu den Prophetenbüchern des Alten Testaments, Bonifatius Paderborn 1991, 252 S., kt., DM 36,80.

Kleine Jerusalem Bibel. Neues Testament und Psalmen. Herder-Übersetzung mit dem vollständigen Kommentar der Jerusalem Bibel, Herder TB 1740, Freiburg 1992, 558 S., kt., DM 14,80.

Bibel und Kirche

Organ des Katholischen Bibelwerks in Deutschland, des Schweizerischen Katholischen Bibelwerks und des Österreichischen Katholischen Bibelwerks, 47. Jahrgang, 2. Quartal 1992

Herausgegeben vom Katholischen Bibelwerk e.V., Silberburgstr. 121, 7000 Stuttgart 1, Tel. (07 11) 62 60 01.

Schriftleitung: Direktor Dr. Franz-Josef Ortkemper, Dr. Norbert Höslinger, Dr. Daniel Kosch.

Redaktion: Rainer Ruß

Fotos: KNA Bild Frankfurt a.M.

Hans-Josef Klauck, Im Kraftfeld der Liebe. Biblische Glaubensimpulse, Echter Würzburg 1992, 192 S., kt., DM 24,80.

Johanna Kopp, Das Alte Testament — ein Buch für heute. Zugänge zu den Büchern der Geschichte Israels, Bonifatius Paderborn 1989, 154 S., kt. DM 18,50.

Peter Koslowski und Reinhard Löw (Hrsg.), Philosophie und Religion. Schriftenreihe des Forschungsinstituts für Philosophie Hannover 1991/1992 Band 5, Bernward Hildesheim 1991, 164 S., kt.

Christa Meves, Die Bibel hilft heilen. Meine Erfahrungen mit leidenden Menschen, Herder TB 1749, Freiburg 1992, 128 S., kt.

Ludwig Muth, Glück das sich entziffern läßt. Vom Urmedium des Glaubens, Herder Freiburg 1992, 119 S., geb., DM 24,80.

Martin Noth, Die Welt des Alten Testaments. Eine Einführung, Herder Spektrum TB 4060, Freiburg 1992, 384 S., kt., DM 28,80.

Ludwig Schneider, Israel Jahrbuch 1992. Nachrichten aus Israel und Jerusalem, Keter Enterprises, Jerusalem 1992, 211 S., kt.

Luise und Willy Schrottroff, Die kostbare Liebe zum Leben. Biblische Inspirationen, Chr. Kaiser TB 104, München 1991, 142 S., kt., DM 16,80.

Alberto Soggin, Genesis I-II, Commentario Storico Ed Esetico All'Antico E Al Nuovo Testamento, Antico Testamento I, Casa Editrice Marietti Genova 1991, 221 S., geb.

Hermann Josef Venetz, Von Klugen und Dummen, Waghalsigen und Feigen und von einem beispielhaften Gauner. Gleichnisse Jesu für heute, Patmos Düsseldorf 1991, 168 S., kt., DM 24,80.

Anton Vögtle/Lorenz Oberlinner, Anpassung oder Widerspruch. Von der apostolischen zur nachapostolischen Kirche, Herder Freiburg 1992, geb., DM 24,80.

Verlag: Katholisches Bibelwerk e.V., Silberburgstr. 121, 7000 Stuttgart 1, Telefon (07 11) 62 60 01.

Auslieferung für Deutschland: KBW Stuttgart

Der Bezugspreis für 1992 beträgt DM 25,— (für Schüler und Studenten DM 15,—), bei zusätzlichem Bezug von „Bibel heute“ DM 40,— (bzw. DM 22,—). Für Mitglieder des Katholischen Bibelwerks e.V. ist der Bezugspreis im Mitgliedsbeitrag enthalten. Überweisungen: 273 98-709 Postscheckamt Stuttgart (BLZ 600 100 70); 1 413 Schwäbische Bank Stuttgart (BLZ 600 201 00); 51 551 Liga Speyer (BLZ 547 903 00).

Satz: Fotosatz Schulz, 7410 Reutlingen.

Druck: Druckerei Riederer Corona, 7000 Stuttgart 1.

Veranstaltungen

Neresheim

12. bis 14. Juni: *Ein Buch voller Erfahrungen*. Methoden ganzheitlicher Bibelarbeit (Dr. Wolfgang Wieland, N.N.). Anmeldung: Klosterhospiz, 7086 Neresheim.

9. bis 11. Oktober: *Jesusbegegnungen*. Besinnungstage für junge Erwachsene ab 20 Jahren (Uli Schneider, A. und M. Traßl, Birgit Schlette). Anmeldung: s. o.

Heiligenbrunn

12. bis 22. August: *Deiner Welsung will ich folgen, Herr — Als Familie mit der Bibel leben*. Bibelferienkurs (Diakon Franz-Adolf Kleinrahm). Anmeldung: Katholisches Bibelwerk, Niedermünstergasse 1, 8400 Regensburg.

Boppard

5. bis 6. September: *Wer mit der Bibel arbeitet, an dem arbeitet die Bibel*. Besinnungswochenende für junge Frauen ab 16 Jahre (Schwestern vom Heiligen Kreuz). Anmeldung: Theresianum, Mainzer Straße 47, 5407 Boppard.

Vallendar

3. bis 5. Juli: *Mit der Bibel leben lernen* (P. Dr. Hubert Lenz SAC). Anmeldung: Bildungshaus der Theologischen Hochschule Vallendar, 5414 Vallendar.

Winterberg-Elkeringhausen

15. bis 22. Juli: *Jesus und die kleinen Leute — Begegnungsgeschichten im Neuen Testament*. 3. Elkeringhauser Bibelwoche (Marlen Bieling, Norbert Kremsler, Matthias Krieg u.a.). Anmeldung: Bildungsstätte St. Bonifatius, Bonifatiusweg 1-5, 5788 Winterberg.

Nettetal

17. bis 22. Juli: *Anwalt der Gottesrechte — Der Prophet Micha in jüdischer und christlicher Lektüre*. Ein Ferienkolleg (Rabbiner Hermann J. Schmelzer, Prof. Dr. Wolfgang Werner). Anmeldung: Sekretariat der Bischöflichen Akademie, Leonhardtstraße 18-20, 5100 Aachen.

Maihingen

7. bis 27. August: *Freude an Gottes Wort*. 3-wöchiges Bibelseminar (Dr. Karl Renner, Prof. Dr. Norbert Baumert SJ). Anmeldung: Katholisches Evangelisationszentrum, Klosterhof 5, 8861 Maihingen.

30. September bis 4. Oktober: *Das Laubhüttenfest sollst Du sieben Tage feiern... Du sollst an Deinem Fest fröhlich sein*. Ganzheitliche Begegnung mit biblischen Texten (Roland Schertler, Rebekka-Chiara Hengge). Anmeldung: s. o.

2. bis 6. November: *Nicht mehr Jakob soll man dich nennen, sondern Israel (Gottesstreiter), denn mit Gott und Menschen hast du gekämpft und bist Sieger geblieben*. Kampf und Kontemplation in der Bibel (Roland Schertler, Rebekka-Chiara Hengge). Anmeldung: s. o.

Walberberg

19. bis 20. September: *Abraham, Vater des Glaubens*. Exemplarische Gestalten des Alten Testaments (Msgr. Dr. Franz-Josef Helfmeyer). Anmeldung: Erzbischöfliche Bibel- und Liturgieschule, Victoriastraße 17, 5000 Köln 1.

Saarbrücken

4. bis 6. Oktober: *Das Buch Jona*. Bibliodrama (Dr. Ursula Schneider). Anmeldung: Katholische Landesarbeitsgemeinschaft für Erwachsenenbildung im Saarland e.V., Mainzer Straße 30, 6600 Saarbrücken.

22. bis 23. November: *Worte wie brennendes Feuer*. Die Zehn Gebote als Angebote zum Leben (Dipl.-Theol. Stefanie Führer, Dr. Ursula Schneider). Anmeldung: s. o.

Stuttgart

16. bis 18. Oktober: *Die Zehn Gebote*. Bibliodrama zu Ex 20,1-18 (Prof. Dr. Christian Gremmels). Anmeldung: Hospitalhof, Gymnasiumstraße 36, 7000 Stuttgart 1.

26. bis 29. Oktober: *Jesus begegnen*. Bibelpastorale Werkwoche des Katholischen Bibelwerks (Direktor Dr. Franz-Josef Ort Kemper Team). Anmeldung: s. u.

Trier

16. bis 18. Oktober: *Jesus begegnen*. Mitgliedertagung des Katholischen Bibelwerks e.V. (Direktor Dr. F.-J. Ort Kemper, Dr. Dr. J. P. Miranda, Dieter Bauer). Anmeldung: Katholische Akademie Trier, Auf der Jüngt 1, 5500 Trier.

Bad Nauheim

30. Oktober bis 1. November: *Träume — Gottes vergessene Sprache*. Wochenendseminar zu biblischen und eigenen Träumen (Dipl.-Päd. A. Boller). Anmeldung: Kath. Bildungswerk Oberhessen, Liebigstraße 20, 6300 Gießen.

Köln

7. bis 8. November: *Der Menschensohn ist gekommen, um zu dienen*. Jesus, der Menschensohn (Msgr. Dr. Franz-Josef Helfmeyer). Anmeldung: Erzbischöfliche Bibel- und Liturgieschule, Victoriastraße 17, 5000 Köln 1.

Bendorf

13. bis 15. November: *Unsere Heiligen Schriften und unser gemeinsames Leben*. Ökumenisches Wochenende. Anmeldung: Hedwig-Dransfeld-Haus e.V., Im Wenigerbachtal 8, 5413 Bendorf/Rhein.

Für Teilnehmerinnen und Teilnehmer am Fernkurs und andere Interessierte:

Georgsmarienhütte

13. bis 15. November: *Ein Buch mit sieben Siegeln?* Die Offenbarung des Johannes.

Hohenwart

27. bis 29. November: *Krankheit und Heilung*. Anmeldung: Katholisches Bibelwerk e.V., Silberburgstraße 121, 7000 Stuttgart 1.